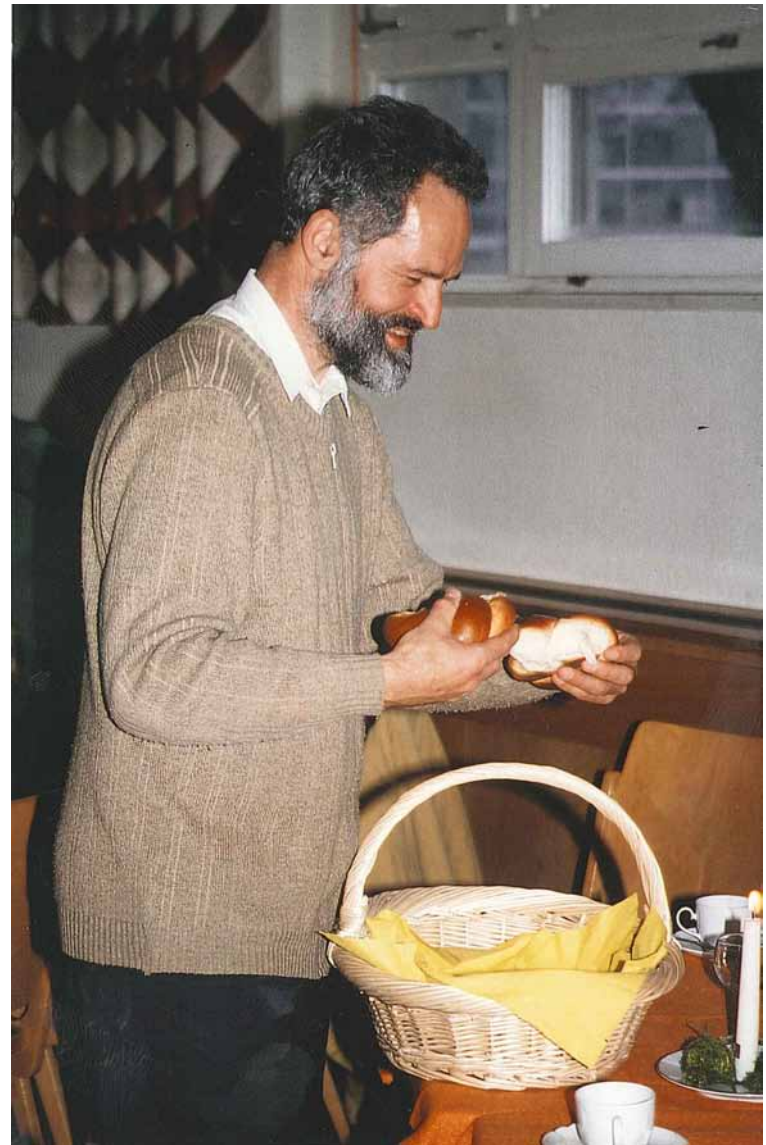


Ich träume  
von einer Solidarität,  
bei der wir  
einander frei lassen  
und gleichzeitig  
füreinander eintreten.



Helmut Theodor Rohner  
**Du führst mich  
hinaus in die Weite**



## Für die, die mehr wissen möchten

1981 brachte ich meine Erfahrungen im Staate Maranhão im Nordosten Brasiliens zu Papier. 1986 erschien das stark gekürzte Manuskript als Buch im St. Gabriel-Verlag.

### ERNEUERUNG VON UNTEN.

Kirchliche Basisgemeinden in Brasilien. Ein Erfahrungsbericht. 144 Seiten, stark reduzierter Preis S 60,-.

1993 veröffentlichte ich eine Schrift, in der ich mich frage, was wir Europäer von den Brasilianern lernen könnten. Die gelbe Broschüre, Din A4 Format, 72 Seiten mit 23 Fotos aus Brasilien von J. Heinemann enthält 3 Abhandlungen:

1. ANSÄTZE zur Erneuerung von Gesellschaft und Kirche. Impulse aus den Basisgemeinden Lateinamerikas.
2. Stets dialog- und lernbereit: Die lateinamerikanische BEFREIUNGSTHEOLOGIE
3. KIRCHLICHE ARBEIT MIT PROSTITUIERTEN FRAUEN IN BRASILIEN

Preis der Broschüre 80,-S.

Wenn wir unsere Hoffnung nicht pflegen, dürfen wir uns nicht wundern, wenn sie, obwohl äußerlich dafür kein Grund vorhanden ist, zusammenschrumpft. 1994 erschien von mir eine mit Fotos von Othmar Dressel illustrierte Schrift mit dem Titel DAS GIBT MIR HEUTE HOFFNUNG Grüne Broschüre, Din A4 Format, 56 Seiten, 60,-S.

Alle drei angeführten Schriften sind nur bei der Buchhandlung "Die Quelle" oder beim Autor erhältlich.

Buchhandlung "Die Quelle", Bahnhofstraße 25, A 6800  
Feldkirch. Tel. 05522/78397 oder 72885-0.

Helmut Theodor Rohner, Bergstraße 10, A 6850 Dornbirn,  
Tel. 05572/35266.

Ich lade alle Leserinnen und Leser ein, mit mir Menschen und Projekte in Brasilien finanziell, moralisch und geistig zu unterstützen.

"Projekt Hoffnung", Konto Nr. 4.204.178 bei BLZ 37420, Raiba Hatlerdorf, A-6850 Dornbirn/Österreich.

Anmerkung: Dieses Heft ist im Handel nicht erhältlich.

52



Bürgle, oberhalb von Dornbirn

Helmut Theodor Rohner

Du  
führst  
mich  
hinaus  
in  
die  
Weite

Gott, unsere Mutter,  
segne meine Ohren,  
daß sie deine Stimme  
zu erhorchen vermögen,  
daß sie hellhörig seien  
für die Stimme der Not,  
daß sie verschlossen seien  
für den Lärm und das Geschwätz,  
daß sie das Unbequeme nicht überhören.

Gott, unser Freund, unser Bruder,  
segne meinen Mund,  
daß er dich bezeuge,  
daß nichts von ihm ausgehe,  
was verletzt und zerstört,  
daß er heilende Worte spreche,  
daß er Anvertrautes bewahre.

Gott, unsere Freundin, unsere Schwester,  
segne mein Herz,  
daß es Wohnstatt sei deinem Geist,  
daß es Wärme schenken und bergen kann,  
daß es reich sei an Verzeihung,  
daß es Leid und Freude teilen kann.

Laß mich dir verfügbar sein, mein Gott,  
mit allem was ich habe und bin.

## Bitte um Gottes Segen

Nur der Beschenkte  
kann ein schenkender Mensch sein,  
nur der Getröstete  
ein tröstender,  
nur der Gesegnete  
ein segnender.

Und was hätte unsere Welt nötiger  
als schenkende, tröstende, segnende Menschen.

Gott, unser Herr und Meister,  
segne meine Hände,  
daß sie behutsam seien,  
daß sie halten können,  
ohne zur Fessel zu werden,  
daß sie geben können ohne Berechnung,  
daß ihnen innewohne  
die Kraft zu trösten und zu segnen.

Gott, unser Vater,  
segne meine Augen  
daß sie Bedürftigkeit wahrnehmen,  
daß sie das Unscheinbare nicht übersehen,  
daß sie hindurchschauen  
durch das Vordergründige,  
daß andere sich wohl fühlen können  
unter meinem Blick.

## *Dankbarkeit - Ermutigung*

*Anfang 1994 feierte ich im Kreise meiner Verwandten und einer Gruppe von Freunden und Freundinnen meinen 60. Geburtstag. Beim Rückblick auf mein vergangenes Leben und bei der Betrachtung meiner gegenwärtigen Situation schien mir der Satz "Du führst mich hinaus in die Weite" recht gut dazu zu passen. Ich sprach kurz darüber. Etwas ausführlicher möchte ich nun darüber schreiben. Es wird keine Autobiographie werden. Aber eine wichtige Seite meines persönlichen Lebens möchte ich im folgenden beleuchten. Ich möchte damit kaum etwas anderes, als ein Loblied auf den zu singen, der mich geführt hat. Darüberhinaus freut es mich, wenn sich die/der eine oder andere durch meine Schilderungen ermutigt fühlt, sich auch hinausführen zu lassen in die Weite. Weite ist hier keineswegs in erster Linie oder gar nur geographisch gemeint.*

*Dornbirn, im Jänner 1994*

*Helmut Theodor Rohner*

### Ich möchte Missionar werden

In bezug auf die Berufswahl hatte ich keine Schwierigkeiten. Ich weiß nicht, in welchem Alter ich mich für den Priesterberuf entschieden habe. Aber irgendwie war von Anfang an, beinahe möchte ich sagen, von Geburt an klar: Ich möchte Priester werden. Mehr noch: Ich möchte Missionar werden. Und zwar Afrika-Missionar. Wenn ich später gefragt wurde, weshalb ich diese Berufswahl so früh und so klar getroffen habe, so wußte ich keine bessere Erklärung als die: Das Anschauen und später das Lesen von Missionszeitschriften, die damals in erster Linie von Afrika berichteten, dürfte mich stark beeinflusst haben. Im nachhinein stellte ich mir auch gelegentlich die Frage, was ich wohl geworden wäre, wenn es mit dem Priesterberuf nicht geklappt hätte. Dann wäre ich Bauer geworden. Und dafür hatte ich eine "hoch-theologische" Erklärung: entweder wollte ich als Priester am Erlösungswerk Gottes weiterarbeiten oder als Bauer am Schöpfungswerk Gottes. Es ließe sich auch eine weniger theologische Erklärung finden. Mein Vater hat sich die Möglichkeit des Studiums verdorben, weil er einen steifen Nacken hatte und die damals verlangten Bücklinge nicht fertig brachte. Er litt darunter, Hilfsarbeiter zu sein, aber Nebenerwerbsbauer war er mit Leib und Seele. Er las nicht nur eifrig die Zeitung "Der fortschrittliche Landwirt". Er tat auch alles, um ein fortschrittlicher Landwirt zu sein. Und Zeit seines Lebens träumte er von der Zusammenarbeit einiger gleichgesinnter Landwirte. Hier war mir mein Vater Vorbild: in seiner Unbeugsamkeit, in seiner Fortschrittlichkeit und in seinem Festhalten an Träumen vom Zusammenschluß Gleichgesinnter.

Als ich in die Schule kam, war Österreich bereits an Nazi-Deutschland angeschlossen. Ich wuchs also nicht in einer Welt auf, in der "alles stimmte" und lernte daher früh, mutig Widerstand zu leisten. Die Lehrer hatten es mit uns nicht immer leicht. Wenn sie Anschauungen vertraten, die den religiösen Überzeugungen unserer Eltern zuwiderliefen, behaupteten wir stur, sie hätten unrecht. Mit 10 Jahren mußten wir zur Hitlerjugend. Unsere Führer hatten ihre liebe Not mit uns. Die Zusammenkünfte waren in der Schule. Wir gingen bis ganz in die Nähe der Schule, setzten uns dort gemütlich auf eine Bank und pauderten

### Das Feuer

Gott, mehre in unserem Herzen die Kraft des Glaubens, damit das Feuer, das deine Gnade in uns entfacht hat, durch keine Anfechtung ausgelöscht werde.

### Der Auftrag

Gott, erhöre die Bitten deines Volkes, mach uns hellhörig für unsern Auftrag in dieser Zeit und gib uns die Kraft, ihn zu erfüllen.

### Begleitung

Herr, unser Gott, komm unserem Beten und Arbeiten mit deiner Gnade zuvor und begleite es, damit alles, was wir beginnen, bei dir seinen Anfang nehme und durch dich vollendet werde.

### Vertrauen

Gott Israels, Gott der Christen, Gott aller Völker, du bist auch mein Gott, mein Schicksal ist dir nicht zu klein. Du bist ganz nah bei mir, begleitest mich und sorgst dich um mich. Du weißt um mein Gewordensein, um mein Suchen, Ringen und Hoffen. Du meine Kraft, du sprudelnder Quell meines Lebens. Du mein Schöpfer, der mich gedacht, gewollt, getragen hat, und mich in Liebe erhalten und geführt hat bis zu dieser Stunde. Schenke mir Vertrauen in deine väterlich-mütterliche Liebe und führe mich den Weg, der für mich der beste ist. Das erbitte ich im Namen deines Sohnes, unseres Bruders Jesus Christus, der seinen Weg in der Gewißheit deiner Nähe gegangen ist.

bleiben. Doch seit Anfang 1992 wohne ich tatsächlich wieder in Dornbirn, meiner Heimatstadt. Ich spüre auch, daß es wohl tut, zu seinen Wurzeln zurückzukehren.



Dankgottesdienst zum 60. Geburtstag.  
Thema: "Du führst mich hinaus in die Weite."

bis es zu spät war. Mit einer billigen Ausrede als Entschuldigung für unsere Verspätung schützten wir uns vor Strafen, brachten aber gleichzeitig unser Nicht-Wollen zum Ausdruck. Bei jeder Zusammenkunft mußten uns die Führer von neuem beibringen, wann und wo Adolf Hitler geboren wurde. Das hielt sich einfach nicht in unserem Gedächtnis. Bei Arbeitseinsätzen in der Dornbirner Ach überwachte öfters ein Führer im Rollstuhl unsern nicht vorhandenen Arbeitseifer. Wir nützten diese Gelegenheit und sangen, obwohl das nicht der Wirklichkeit entsprach, im Chor: "Wir haben Hunger! Wir haben Hunger! Wir haben den ganzen Tag noch nichts gehabt!"



Die erste Hälfte der Rohner-Kinder: Ernst, Hermann und Helmut.

In der 8. Klasse Realschule, kurz vor der Reifeprüfung, wurden wir psychologisch getestet und in bezug auf unsere Berufswünsche beraten. Ich sagte, ich wolle katholischer Priester werden. Und der Psychologe stellte fest, ich sei von meinem Temperament und meinen Charaktereigenschaften her durchaus geeignet, eine genau vorgezeichnete Berufslaufbahn zu durchschreiten. Heute würde ich sagen: dieser Psychologe hat damals nur den halben Helmut entdeckt, denn in diesem steckt eindeutig

neben der anpassungsfähigen Person auch eine rebellische. Und für das Hinausgeführt-Werden in die Weite waren beide wichtig, wenn auch beide ihre Schwierigkeiten mit sich brachten.

Die Alemannen und damit auch die Vorarlberger sind bzw. waren in der Vergangenheit zum Teil unglaubliche "Nesthocker". Es gab in meiner näheren Umgebung Buben und Mädchen, die wenn sie ein paar Tage oder gar eine Woche 30-50 km von ihrem Elternhaus entfernt verbringen sollten, sich vor lauter Heimweh in Tränen auflösten und vorzeitig wieder zurückgeholt werden mußten, weil sie am "fremden" Ort keinen Bissen hinunterwürgen konnten. Bei mir war von vornherein ein Zug in die Ferne da: ich möchte in die Mission, ich möchte nach Afrika.

Erst mit etwa 50 Jahren, als ich wiederholt mit psychischen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, kam ich drauf, daß es noch einen anderen Grund gab, weshalb es mir in meinem Elternhaus in der Dornbirner Bergparzelle Bürgle von Anfang an zu eng war. Bei meinen Eltern war Gewalt ein integrierender Bestandteil der Erziehung. Auch kleinste Vergehen wurden oft hart bestraft. Verständlicherweise war der Gummischlauch des Vaters mehr gefürchtet als der hölzerne Kochlöffel der Mutter. Meine Geschwister haben das alles wohl besser überstanden als ich. Bei mir gibt es viele Hinweise darauf, daß das, was ich als "übernatürliche" Berufung gedeutet hatte, auch eine sehr existentielle, praktische Seite hatte. Ich merkte: Hier kann ich nicht frei atmen. Hier bekomme ich zuwenig Luft. Ich muß meine Existenz anderswo, weit weg von hier, aufbauen.

Meine Mutter hatte in Alberschwende in der Volksschule eine Klosterschwester als Lehrerin, von der sie schwärmte. Sie wollte auch Schwester, auch Lehrerin werden. Doch da hatte sie bei ihrem Vater keine Chance. Ein Mädchen, und erst recht ein Bauernmädchen geht nicht studieren, sie heiratet. Als sie heiratete, bat sie Gott inständig, eines ihrer Kinder möge Klosterschwester oder Priester werden. Sie betete viel um die Erfüllung dieses Wunsches. Doch sie hatte die Feinfühligkeit und Weisheit, mir diesen Wunsch erst mitzuteilen, als ich bereits Priester war.

Als ich am 2. Jänner 1934 auf die Welt kam, waren hier bei uns katholische Eltern nach dem Wunsch ihrer Kirche darum be-

Karl Rahner hat schon zu seiner Zeit geschrieben:

"Die Kirche der Zukunft wird eine Kirche sein, die sich von unten her durch Basisgemeinden freier Initiative und Assoziation aufbaut. Wir sollten alles tun, um diese Entwicklung nicht zu unterbinden, sondern zu fördern und sie in die richtigen Bahnen zu lenken."



Bei der Basisgemeinde Baden-Rauheneck

### Dornbirn - liebe Heimatstadt

Wenn ich in Brasilien spazieren gehen wollte, so war dies nur abseits der bewohnten Gebiete möglich. Wenn ich auf einsamen Wegen zwischen den Wiesen und Feldern dahintrottete, begann ich oft vor mich hin zu summen oder zu singen. Und siehe da, oft sang ich das "Dornbirnerlied" (Dornbirnerlied), das von einem Bürgler stammt und dessen Refrain lautet: "Schau ich ins Tal hinab, muß ich immer singen: Dornbirn, liebe Heimatstadt, ich bleib dir treu." Ich lachte über mich selbst: Gerade du mußt dieses Lied singen, der du alles eher tust als deiner Heimatstadt treu



heutige Europäer vor der Gemeinschaft Angst haben, sie fliehen, ihr mißtrauisch gegenüberstehen und z.T. sogar beinahe gemeinschafts- und beziehungsunfähig geworden sind, wird es weiterhin wichtig sein, daß sie bei Völkern in die Schule gehen, die Gemeinschaft froher, mutiger, selbstverständlicher, leichter und besser leben. Aber es wird nicht möglich sein, die Gemeinschaftsmodelle, die sich anderswo finden, unbesehen zu übernehmen. Auch hierin muß wohl der Norden vom Süden und der Süden vom Norden lernen.



Bei der Basisgruppe in St.Gallenkirch im Montafon

Gemeinschaften, in denen die Individuen sich voll einbringen und entfalten können und die sich sowohl nach innen als auch nach außen in einer neuen Art von Solidarität üben, das steht auch als Zielvorstellung auf dem Programm der Basisgemeindenbewegung sowohl in Lateinamerika als auch in Europa. Die Entstehung von Basisgruppen und Basisgemeinden zu fördern, das war und ist auch bei mir persönlich ein vorrangiges Ziel seit ich aus Brasilien zurück bin.

müht, ein Neugeborenes möglichst bald zu taufen, damit es ja nicht als Heidenkind sterbe und damit nur Zugang zum "Limbus", aber nicht zum Himmel erhalte. So wurde ich am Dreikönigstag bereits vom Bürgle ins Hatlerdorf zur Taufe getragen. Die Eltern bzw. die Verwandten hatten sich bei meinen zwei älteren Brüdern problemlos auf zwei Vornamen für jeden geeinigt. Bei mir kamen sie zu keiner Einigung und so erhielt ich nur einen Namen und noch dazu einen, den es in der ganzen Verwandtschaft noch nicht gab. Mein Onkel und "Göte" (Taufpate) aus Alberschwende stellte auf dem Weg nach Hause plötzlich fest, daß ihm der ungewohnte Name entfallen war. Zum Glück war sein Heimweg noch lange und der Name fiel ihm wieder ein. Ich weiß nämlich nicht, wie es ihm bei seiner Schwester ergangen wäre, wenn er von der Taufe gekommen wäre, ohne den Namen des Täuflings zu wissen. Doch auch meine "Gota" (Patin) warf es bei meiner Taufe aus dem gewohnten Geleise. Sie hatte nämlich die Gewohnheit, nach der Taufe mit dem Kind zum Muttergottesaltar zu gehen, um das Neugetaufte dem besonderen Schutz Mariens zu empfehlen. Als sie zum besagten Altar kam, sah sie dort an Stelle der gewohnten Marienstatue die Krippe mit der heiligen Familie, den Hirten mit ihren Schafen und den drei Königen mit ihrem großen Kamel. Sie dachte sich: Jetzt ist die Muttergottes gar nicht da. Kurz entschlossen empfahl sie deshalb den neugetauften Helmut dem schwarzen König zur besonderen Obhut an. Hat sie damit unbewußt meiner Berufung vorausgegriffen?

Ich war jedenfalls überzeugt: Gott hat mich dazu berufen, Afrika-Missionar zu werden. Ich hatte mich frei dazu entschieden, diesem Ruf zu folgen. Und doch sind da - im Rückblick wird das sichtbar - eine ganze Reihe kleiner Bächlein zusammengefloßen um den Fluß zu bilden, der mich "weggeschwemmt" hat vom Elternhaus, vom Bürgle, von Dornbirn, von Vorarlberg, von Österreich.

Ich tat alles, damit mich Gott in die Ferne hinausführen könne. Ein kleines Beispiel: Ich wußte, daß ein Missionar in Afrika vieles essen mußte, was er nicht kannte und ihm vielleicht auch nicht schmeckte. Ich las auch davon, daß es Menschen gebe, die einem aus gutgemeinter Gastfreundschaft das Essen vorkauen. Ich mochte alles, nur Zwiebeln und Tomaten nicht. Also zwang

ich mich, "freiwillig" zu üben. Ich aß Tomaten und schnitt mir Zwiebeln auf's Brot. Die Mutter warnte mich: Das könnte den gegenteiligen Effekt haben. Doch es ging gut und es kam mir mein Leben lang zugute, daß mir beinahe alles schmeckt und ich alles essen kann. Eine kleine aber gute Voraussetzung, um sich an verschiedenen Orten dieser Welt schnell zu Haus fühlen zu können.

### Auf der Suche

Als ich mir überlegte, wie ich meine Berufung zum Missionar verwirklichen solle, gab es noch nicht so viele Möglichkeiten wie heute. Wer in die Mission wollte, mußte einem Orden angehören. So schrieb ich verschiedene Orden an. Alle antworteten sehr freundlich und einladend. Der Obere der Steyler Missionare in St. Gabriel hieß damals auch Rohner und sah darin sofort ein gutes "Omen", daß ich zu ihnen kommen werde. Doch mir gefiel bei allen Orden eines nicht. Überall stand gleich am Anfang das Postulantat und das Noviziat mit der darauffolgenden Aufnahme in den Orden. So schnell wollte ich mich nicht binden. Dagegen wehrte sich meine Sehnsucht nach Freiheit. Da erfuhr ich, daß es in England auch die Millhiller gebe. Das ist eine Vereinigung von Diözesanpriestern, die sich gebildet hatte, um auch Nicht-Ordenspriestern einen Missionseinsatz zu ermöglichen. Ich schrieb nach Millhill. Im Prospekt, das mir zugesandt wurde, stand, in Millhill werde man mit englischer Kühle empfangen. Das genügte. Ich sehnte mich nach Wärme und nicht nach Kühle. Damit war klar: Konkrete Möglichkeit, Missionspriester zu werden, gibt es einstweilen keine. Also bleibt mir nichts anderes übrig, als zunächst einmal Theologie zu studieren und darauf zu vertrauen, daß mir Gott, wenn er mir alle Türen zumacht, eines Tages ein Fenster öffnet.

Theologie wollte ich in Innsbruck studieren. Das wäre das Nahe-liegende gewesen. Die Theologische Fakultät an der Innsbrucker Universität hatte einen guten Ruf und P. Karl Rahner, der damals noch dort dozierte, galt als der bedeutendste moderne Theologe des deutschen Sprachraumes. Doch es kam anders.

Dr. Georg Weber, die "graue Eminenz" der Diözese Feldkirch,

entwickelten europäischen Individualismus nenne. Im Individualismus unterscheide ich zwei Entwicklungslinien, eine negative und eine positive. Negativ ist, wenn sich das menschliche Individuum isoliert, nur an sich selber denkt und sich gegen die andern stellt bzw. die andern nur mehr als Mittel zum Zweck seiner eigenen Selbstverwirklichung mißbraucht. Unsoziale Selbstverwirklichung ist keine echte Selbstverwirklichung. Positiv am Individualismus ist, daß er den Einzelnen in seiner unverwechselbaren Eigenart und Einmaligkeit ernst nimmt und es stets vermeidet, alle Menschen oder mehrere Menschen über einen Kamm zu scheren. In dieser Hinsicht darf sich der europäische Individualismus in Gesellschaft und Kirche ruhig noch weiterentwickeln. Er ist wohl noch lange nicht am Ende. Gemeinschaft ohne jeden Individualismus wäre gar keine Gemeinschaft, das wäre eher ein Masse.

Früher bedeutete auch in Europa Gemeinschaft ein doppeltes: getragen sein und abhängig sein. Je stärker ein Mensch von einer Gemeinschaft getragen wurde, umso mehr wurde sein Leben von der betreffenden Gemeinschaft bestimmt. Heute sehnen sich die Europäer nach einer anderen Form von Gemeinschaft. Ulrich Schaffer hat diese Sehnsucht sehr schön in Worte gefaßt. Er schreibt:

"Ich träume von einer Art Solidarität,  
bei der wir einander frei lassen  
und doch füreinander einstehen."

Das Wörtchen "doch" würde ich durch "gleichzeitig" ersetzen. Damit wäre noch klarer, daß das Frei-lassen und das Füreinander-Einstehen nicht als Gegensatz gesehen werden sollte und daß beides gleich wichtig ist. Noch träumen die Europäer von einer Gemeinschaft, die ihre individuelle Freiheit überhaupt nicht einschränkt. Das ist unmöglich und daher eine Illusion. Aber als Ausgangspunkt ist diese Illusion vielleicht gar nicht so schlecht. Es geht ja schließlich wirklich darum, wie Menschen eine tragfähige Gemeinschaft bilden können und dabei die Freiheit der einzelnen Individuen möglichst unangetastet lassen, d.h. möglichst wenig beschränken. Wir suchen eine Gemeinschaft, die die Individuen in ihrer Entfaltung fördert, nicht behindert. Da viele

sagen, zur "kleinen" Ökumene zwischen den Konfessionen müsse heute die "große" Ökumene zwischen den Religionen kommen. Viele Europäer suchen heute im Osten, was sie im Westen nicht finden. Die "Esoterik" hat in Europa Hochsaison. Unter diesem Namen läuft sicher viel Unbrauchbares, Kommerzielles und z.T. auch Schädliches. Aber ganz allgemein glaube ich, daß die "Öffnung nach Osten" in Richtung Asien sehr viel Positives bringen kann. Ein Buch von Bede Griffiths trägt den Titel "Die Hochzeit von Ost und West. Hoffnung für die Menschheit." Mein Freund und Vorbild Walbert Bühlmann, Kapuzinerpater im "Haus der Stille" in Arth in der Schweiz möchte schon lange, daß die Katholiken mit der Zeit wirklich katholisch (das Wort bedeutet allumfassend und ist sinngemäß dem Wort "ökumenisch" sehr nahe verwandt) werden und versuchen, sich in die Richtung der "Weite Gottes" weiterzuentwickeln. (Eines von Bühlmanns neueren Büchern trägt den Titel: "Die Wende zu Gottes Weite".)

Das Streben nach einer echten Partnerschaft zwischen Mann und Frau hat zuerst in den USA Feuer gefangen. Dieses Feuer hat längst nach Europa übergegriffen. Es ist eine Bewegung der Frauen, die gleichzeitig die Gesellschaft und die Kirche erfaßt hat. Ich begrüße diese Bewegung sehr (ich fördere sie, wo ich sie fördern kann), einerseits weil ich mir davon viel Positives erwarte und andererseits weil ich glaube, daß ein solches Bestreben noch nie in der Geschichte so große Aussichten auf Erfolg hatte, wie heute.

Seit tausenden von Jahren weiß der Mensch, daß er einerseits ein Individuum andererseits ein Gemeinschaftswesen ist. Immer wieder neu und immer wieder anders haben die Menschen versucht diese beiden Pole in eine gute Relation zueinander zu bringen, die Spannung zwischen beiden richtig zu dosieren und dadurch fruchtbar zu machen. Die bisher gefundenen Lösungen waren z.T. für ihre Zeit durchaus befriedigend, sind es aber heute nicht mehr. In dieser Sache glaube ich, daß die Europäer ihren spezifischen Beitrag zur Gesamtentwicklung leisten können. Manche werden erstaunt sein, wenn ich als Grund dafür den weit

war an der Realschule in Dornbirn 9 Jahre lang mein Religionslehrer gewesen. Er war stets mein großes Vorbild. Er hatte im Germanicum-Hungaricum, im deutsch-ungarischen Priesterseminar und an der Päpstlichen Jesuiten-Universität Gregoriana in Rom studiert. Für ihn gab es nichts Besseres auf der ganzen Welt. Weil er meinte, daß ich "das Zeug" dazu hätte, empfahl er mir diese Möglichkeit. Ich hatte Angst davor, weil ich wußte, daß dort die Vorlesungen alle in lateinischer Sprache gehalten wurden. Da ich an der Realschule nur 4 Jahre Latein gelernt hatte, brauchte ich für einen etwas längeren Satz 10 Minuten für die Übersetzung. Wie sollte ich also einen Professor verstehen, dessen Latein aus seinem Munde ungefähr so schnell hervorsprudelte wie seine italienische Muttersprache? Oswald Loretz aus Hörbranz, damals schon 7 Jahre in Rom, versicherte mir in seinem Heimaturlaub: Das "Küchenlatein", das dort gesprochen wird, versteht jeder. Mich konnte er damit nicht überzeugen.



Ein Familienfoto vor der Abreise zum Studium nach Rom (1953)

Trotzdem suchte ich im Germanikum in Rom um Aufnahme an. Ein Argument von Dr. Weber leuchtete mir nämlich ein. Er sagte: "Du hast deinen Weg in die Mission noch nicht gefunden. In Rom

da gibt es alles. Da kannst du am leichtesten finden, was dir zusagt." Das klang verlockend. Interessant: Die Begründung, die bei mir zog, war der Hinweis auf die kosmopolitische Weite Roms. Doch die Angst vor dem fremden Land, der großen Stadt und den lateinischen Vorlesungen und Prüfungen (!) war so groß, daß ich im Stillen hoffte, im Germanikum doch nicht angenommen zu werden. Dr. Weber, der wußte, daß es schwer war, ins Germanikum zu kommen, riet mir, eine Novene zu zwei Märtyrerpriestern zu halten. Das eine war ein Jesuit, P. Mayr, den die Nazis in München enthauptet hatten, der andere war Theodor Romža, ein ukrainisch-uniertes Bischof, den die Kommunisten zuerst durch einen provozierten Unfall mit einem Militärlastwagen schwer verletzten und dann im Krankenhaus sterben ließen. Ich notierte mir die Namen, betete aber die Novene nicht. Ich betete sie deshalb nicht, weil ich an ihre Wirkung glaubte. So klar aber wollte ich die Entscheidung nicht beeinflussen. Ich wollte sie offen lassen, der "Vorsehung Gottes" überlassen.

Die Antwort aus Rom ließ lange auf sich warten. (Das scheint bei der "ewigen" Stadt meistens so zu sein). Doch als sie kam, war sie positiv. Ich packte also im Herbst 1953 die Koffer und fuhr nach Rom. Wie geplant schaute ich mich überall um. Besonders interessierten mich alle Afrikaner. Da die meisten von ihnen französisch sprachen, gab es auch keine größeren Sprachschwierigkeiten. Etwas machte mir bald Sorgen: Die Afrikaner, die damals in Rom studierten, bewunderten unsere europäische Lebensweise, unsere Philosophie und Theologie als "etwas Höheres" im Vergleich zu den Traditionen ihrer afrikanischen Kulturen und Religionen. Die "Weißen Väter" (Orden, der besonders in Nordafrika missionierte und sich von Anfang an sehr bemühte, sich so weit als möglich den örtlichen Gepflogenheiten anzupassen) waren eine wohltuende Ausnahme. Ich schloß deshalb bald Freundschaft mit so einem schwarzen (dunkelhäutigen) "Weißen Vater".

#### Der Bart und das Priesterkreuz kamen dazu

Schon nach etwa einem halben Jahr hatte mein Suchen Erfolg. Doch - "Du führst mich hinaus in die Weite" - ich fand etwas ganz anderes, als ich gesucht hatte.

religiösen Schätze dieser Völker entdecken. Wir können diese Menschen in ihrer Eigenart fördern, statt zu versuchen, sie uns anzugleichen. Wir können von ihnen lernen, statt sie nur belehren zu wollen. Unsere europäische Kultur hat viele menschliche Werte verloren, die anderswo noch erhalten sind. Wir können ändern erlauben, uns zu vollere und echterem Mensch-Sein zu verhelfen. Die materielle Entwicklungshilfe geht von Norden nach Süden. Sie ist nicht die wichtigste. Die geistig-menschliche Entwicklungshilfe könnte und sollte in beide Richtungen gehen. Alle sind Schüler und alle sind Lehrer. Alle können voneinander lernen.

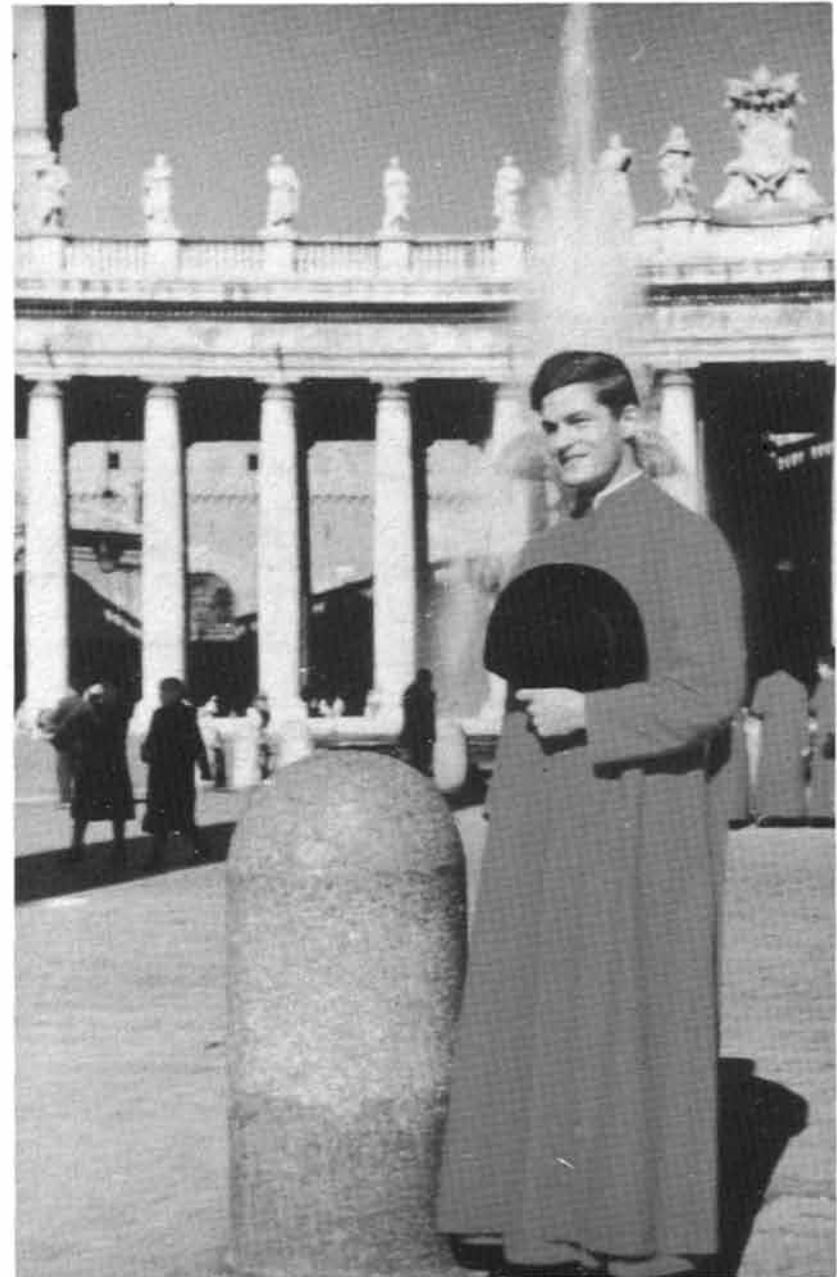
Ost und West waren und sind zwei sehr verschiedene Welten. Ich meine hier nicht Ost- und Westeuropa, sondern Asien sowie Ozeanien und Europa. Die christlichen Kirchen sind im wesentlichen immer westlich geblieben und haben deshalb auch nie viel Einfluß auf die Menschen in Asien gehabt. Jetzt bahnen sich immer mehr Kontakte zwischen Ost und West an und eine offenere Haltung speziell auf westlicher Seite macht einen tiefergehenden Dialog möglich. Hans Küng und Karl-Josef Kuschel haben sich eifrig und erfolgreich um die Erklärung zum Weltethos bemüht, das von Anhängern aller großen Weltreligionen und vieler Stammesreligionen unterzeichnet werden kann. Westliche Mönche, besonders Benediktiner haben in der Praxis, d.h. auf der Ebene der Lebensform und der Spiritualität den Versuch unternommen, die indischen Religionen des Hinduismus und Buddhismus mit dem Christentum zu verschmelzen. Weltbekannte Namen sind z.B. David Steindl-Rast und Bede Griffiths (gestorben 1993). Der Titel eines Büchleins des Letztgenannten sagt klar, worum es diesen Männern geht: "Rückkehr zur Mitte. Das Gemeinsame östlicher und westlicher Spiritualität". Auch auf theologischer Ebene wird ein Dialog versucht. Z.B. Raimundo Panikkar, der Sohn einer spanischen Katholikin und eines indischen Hinduisten fordert seit den frühen sechziger Jahren dringend zu einem "ökumenischen Ökumenismus" auf. Er meint damit einen Ökumenismus zwischen den Weltreligionen nach denselben Grundregeln, die der Dialog zwischen den christlichen Konfessionen beachten soll. Vielleicht ist es einfacher, zu

ren. Überall, wo ich bisher gewesen war, fühlte ich mich trotz aller Schwierigkeiten glücklich. Das konnte ich in den ersten Jahren nach meiner Rückkehr nicht behaupten. Was mich vor allem störte, war die Festgefahrenheit eines beträchtlichen Teiles der hiesigen Katholiken. Sie wehrten sich mit Händen und Füßen gegen alles, was für sie neu war. Sie nahmen sich gar nicht die Zeit und die Mühe, das Neue richtig kennenzulernen und zu verstehen. Wie ein Igel stellten sie die Stacheln auf und rollten sich zu einer Kugel zusammen, sobald sie merkten, daß sich ihnen etwas Neues, Unbekanntes näherte. Inzwischen sind 7 Jahre vergangen. Ich habe mich wieder an die hiesige Situation gewöhnt, ohne mich zur Gänze an sie anzupassen (Letzteres will ich nicht). Und siehe da, ich finde auch bei den Europäern wieder Positives und sehe, daß auch hier die Entwicklung der Einzelmenschen, der Kirche und der Gesellschaft spannend ist. Auch hier ist ein Zug in die Weite zu verspüren.

Die Europäer haben noch einiges vor sich. Sie sollten noch einige -ismen überwinden. (Jetzt verwende ich zur Abwechslung ein paar Fremdwörter): den Eurozentrismus, den Okzidentalismus, den Ekklesiozentrismus, das Heils- und Glaubensmonopol, den Sexismus, den Individualismus und den Kollektivismus. Mit anderen, einfacheren deutschen Worten könnten wir sagen, es gehe darum alle(s) zusammenzuspannen:

den Norden und den Süden,  
den Westen und den Osten,  
die Kirche und das Reich Gottes,  
die Christen und die Nichtchristen,  
die Frauen und die Männer  
die Individuen und die Gemeinschaft.

Es stimmt nicht, daß die Europäer die Länder und Menschen Afrikas und Lateinamerikas vor einigen hundert Jahren entdeckt haben. Damals entdeckten sie nur das "Gold", d.h. die materiellen Ressourcen dieser Länder. Heute reifen wir langsam zu einer Haltung, die es möglich macht, die andern in ihrem Anders-Sein zu akzeptieren und zu achten. Deshalb können wir jetzt, nach und nach, auch die menschlichen, kulturellen, geistigen und



Roter Talar und schwarzer Hut, die Kennzeichen des Germanikums

Da war das "Pontificium Collegium Russicum", ein Seminar, das Priester aus aller Welt für einen zukünftigen Einsatz in Rußland, d.h. in der damaligen Sowjetunion vorbereitete. In diesem Kolleg wurden die Gottesdienste im byzantinisch-slawischen Ritus gefeiert, die offizielle Sprache des Hauses war russisch. Mich zog jedoch etwas anderes in seinen Bann, nämlich der moderne Atheismus. Ich glaubte damals nicht und ich glaube es heute noch nicht, daß es Menschen gibt, die wirklich gar nichts glauben, auch wenn sie das von sich behaupten und sich dabei bemühen, ehrlich zu sein. Und da gab es nun im Osten Europas in verschiedenen Ländern einen zum System, zur Institution erhobenen Atheismus. Was steckte da dahinter? Dieser Frage nachzugehen, das reizte mich. Bald stand mein Entschluß fest: Ich möchte so bald wie möglich ins Russikum umziehen.

P. Franz Tattenbach SJ, der Rektor des Germanikums gab mir einen guten Rat. Er meinte: "Ein Priester, der erst nach dem offiziellen Gottesdienst anfängt zu beten, ist verloren". Deshalb fragte er mich, ob ich in den byzantinischen Gottesdiensten wirklich beten könne, ob mir diese Form des Feierns zusage. Ich konnte diese Frage nicht beantworten, weil mir die byzantinische Liturgie noch zu fremd war. Da gab mir der Rektor die Erlaubnis, für längere Zeit so oft ich wolle, die Gottesdienste im Russikum zu besuchen. Ich benützte diese Gelegenheit. Und da ich den Regeln des Germanikums entsprechend nie allein ausgehen durfte, habe ich, sozusagen ohne es zu wollen, bei verschiedenen Mitstudenten das Interesse für die Ostkirche geweckt, indem ich sie zu den Gebetszeiten ins Russikum mitnahm. Nach ein paar Monaten war klar: Ich kann auch in dieser Form beten. Nach einer nochmaligen Besprechung mit P. Tattenbach richtete ich an Bischof Paulus Rusch in Innsbruck ein Ansuchen, mit Ende des 2. Semesters meines Philosophie-Studiums ins Russikum überwechseln zu dürfen. Die Antwort kam nicht und kam nicht. Ich war am Verzweifeln. Die Ferien kamen und ich durfte nicht nach Hause, sondern mußte mit den andern nach San Pastore ins Ferienhaus des Germanikums. Jeden Tag wartete ich sehnsüchtig auf die Stunde der Postverteilung. Und jeden Tag eine neue Enttäuschung: kein Brief vom Bischof. Meine Koffer waren längst gepackt. In ein paar Minuten wäre ich startbereit gewesen.

prostituierten Frauen). Auch in diesem Milieu versuchten wir eine Art Basisgemeinden zu bilden. Neben der praktischen Arbeit, die sich durch Unterstützung der lokalen Arbeitsgruppen, sowie Vorträge und Seminare auf den ganzen Nordosten erstreckte, fand ich auch noch Zeit, meine neuerworbenen Erkenntnisse auf portugiesisch zu Papier zu bringen. Das Büchlein "Prostitution und Befreiung der Frau" ist ein Arbeitsbehelf für solche, die in die Prostituiertenpastoral einsteigen wollen. Das zweite "Pastorale Betreuung der Prostituierten" mit einem Vorwort von Bischof Antonio Fragoso von Crateús beschreibt die Wandlung in der Haltung eines Teiles der Kirche, die sich aus dem direkten, wohlwollenden und vom Evangelium erleuchteten Kontakt mit den prostituierten Frauen langsam ergab.

### Brückenbauer

Schon während meiner Brasilienzeit sah ich eine wichtige Aufgabe darin, ein Verbindungsglied zwischen Lateinamerika und Europa zu sein, d.h. mit vielen andern zusammen an einer Brücke über den Ozean zu bauen. Aus diesem Grunde schrieb ich fleißig Rundbriefe, die von meiner Schwester Rosa ins Deutsche und von drei anderen Personen ins Französische, Finnische und Schwedische übersetzt verschickt wurden. Von Anfang an hatte ich die Absicht, früh genug nach Europa zurückzukehren, um der hiesigen Kirche etwas von dem zu vermitteln, was ich in Brasilien gelernt und gesehen habe. Trotzdem kam mich die Entscheidung, endgültig nach Europa zurückzukehren, sehr hart an. Psychische Schwierigkeiten, die von neuem auftauchten und anzeigten, daß ich den z.T. doch recht großen Anforderungen nicht mehr ganz gewachsen war, haben mir die Entscheidung erleichtert. Im Frühling 1987 kehrte ich in meine Heimatdiözese Vorarlberg zurück.

### Europa auf dem Weg zur Weite

Es ist leichter, eine Lufttraumrakete ins All hinauszusenden als sie bei der Rückkehr wieder sanft landen zu lassen. Viele Missionare und Entwicklungshelfer machen die Erfahrung, daß es leichter ist, in die sog. 3. Welt auszuziehen als nach Europa zurückzukeh-

schon gehen?" - "Nein", sagte der andere "das ist der Friedensgruß." Der Schweizer schaute zum Altar und fand mich dort nicht mehr. Er fragte den Meininger: "Und wo ist jetzt der Pfarrer?" Dieser antwortete: "Der gibt jetzt auch den andern den Friedensgruß." Darauf meinte der Schweizer lakonisch: "Mir wäre es lieber, er würde weitermachen."

Der längere Aufenthalt in meiner Heimat und die Aushilfe in mehreren Pfarreien gaben mir das Bewußtsein, ich sei - sobald dies nötig sei - fähig, mich hier wieder einzuleben. Vorher hatte ich zeitweise an dieser Möglichkeit ernsthaft gezweifelt. Doch zunächst wollte ich unbedingt nocheinmal nach Brasilien zurück.

### Wieder in Brasilien

Bei meinem zweiten Einsatz in Brasilien suchte ich mir die Diözese und den Bischof selber aus. Meine Wahl fiel auf den weltweit bekannten Kardinal Aloísio Lorscheider und die Erzdiözese Fortaleza. (Auch Fortaleza im Bundesstaate Ceará befindet sich im Nordosten Brasiliens). Genau genommen war es ein Mißverständnis, daß ich nocheinmal für 3 Jahre (Anfang 1982 bis Ende 1984) in eine Pfarrei geschickt wurde. In São Gonçalo do Amarante an der Küste gab es damals noch keine Basisgemeinden. Ihr Aufbau war sehr mühsam. Und vor allem konnte ich jetzt feststellen, wie schwer es ist, ein großes Gebiet seelsorglich zu betreuen ohne die Stütze der Basisgemeinden. Ich muß mich genauer ausdrücken: Dort, wo es Basisgemeinden gibt, leisten diese auf den verschiedenen Gebieten selbständige Arbeit, die vom Pfarrteam unterstützt wird. Wo es keine Basisgemeinden gibt, ist die Situation genau umgekehrt: die Initiativen müssen vom Pfarrteam ausgehen und dieses muß die Hauptarbeit leisten. Nicht das Pfarrteam unterstützt die Bevölkerung, sondern ein (kleiner) Teil der Bevölkerung unterstützt das Pfarrteam. Trotz der erwähnten Schwierigkeit verbrachte ich auch in São Gonçalo do Amarante eine interessante und schöne Zeit und erlebte viele Freuden.

Die letzten 2 1/2 Jahre (Anfang 1985 bis Mitte 1987) stellte mich Kardinal Lorscheider auf meinen eindringlichen Wunsch frei für die "Pastoral da Mulher Marginalizada" (Kirchliche Arbeit mit

Schließlich hatte der Rektor Erbarmen und erlaubte mir, nach Hause zu fahren, um die Angelegenheit mit Bischof Rusch persönlich zu besprechen. Das war meine Rettung, denn Bischof Rusch dachte gar nicht daran, meine Anfrage zu beantworten. Er hatte sie an Franz Tschann, den Weihbischof von Feldkirch weitergesandt und dieser hatte darauf nicht reagiert. Im Gespräch mit Bischof Tschann stellte ich fest, daß dieser sich nicht sicher war, ob es sich beim Russikum (obwohl es ein "Päpstliches Kolleg" ist) noch um eine katholische Einrichtung handle. Von katholischer Ostkirche hatte er wohl noch nie Genaueres gehört. Er wollte mir daher mein Vorhaben ausreden und vertrat das für einen katholischen Bischof doch etwas eigenartige Prinzip: "In Vorarlberg die Vorarlberger, in Rußland die Russen." Mein "Schutzengel" war - wie so oft - Dr. Georg Weber. Er wußte aus seiner Studienzeit in Rom sehr wohl, daß es in der katholischen Kirche vielerlei Riten gebe und mit seiner allgemein anerkannten Autorität und Klugheit, konnte er auch Bischof Tschann davon überzeugen, daß mein Vorhaben nichts Schlechtes sei. Ich bekam die Erlaubnis.

Im Herbst 1954 zog ich also wieder nach Rom, nun aber ins Russikum. Ich bekam dort das kleinste Zimmer, das es im Hause gab. Und bald erfuhr ich: in diesem Zimmer hatte während seiner Studienzeit der spätere Bischof Theodor Romža gewohnt. Ich teilte es Dr. Weber mit und er war überzeugt, daß das die Erfüllung der von ihm empfohlenen Novene sei. Ich getraute mich gar nicht, ihm zu gestehen, daß ich die Novene seinerzeit gar nicht gehalten hatte. Doch vielleicht erhört Gott - auf seine Art - auch nicht ausgesprochene Gebete. Sechs Jahre habe ich im Russikum verbracht und dabei zwei neue Welten kennengelernt. Das eine war die Welt des Marxismus: die Gesellschaftsanalyse von Marx und Engels, die Oktoberrevolution, der sich weiterentwickelnde Dialektische Materialismus, der sowjetische Staatskapitalismus, die sowjetische Presse und der zum diktatorischen System erhobene kämpferische Atheismus. Zum andern vertiefte ich mich in die Welt der katholischen Ostkirchen und der Orthodxie. Mein Interesse verschob sich ziemlich bald auf dieses Gebiet. Ich erlebte und studierte die große Vielfalt unserer christlichen Traditionen. Langsam aber sicher verliebte ich mich

in die Gesänge, Zeremonien, Gesten und Inhalte der byzantinischen Tradition in ihren slawischen Ausdrucksformen.

Wollte ich nach Rom, wollte ich nicht? Das ist wohl nie ganz klar gewesen. Sicher: niemand hat mich gezwungen. Ich habe mich eher schieben lassen und dann aktiv zugestimmt.

Habe ich in Rom gefunden, was ich suchte? Eigentlich nicht. Andererseits habe ich viel mehr gefunden, als ich suchte. Ich habe Welten kennengelernt, von denen ich vorher genau so wenig Ahnung hatte wie mein Feldkircher Weihbischof. Zu seiner "Ehrenrettung" möchte ich hinzufügen, daß er sich mit der Frage der Ostkirchen sobald er Zeit hatte, nämlich als er in Pension ging, intensiv auseinandergesetzt hat. Wie einst meine Mitstudenten im Germanikum habe ich also auch Bischof Tschann ungewollt ins Russikum "mitgenommen".

In der byzantinischen Tradition sollte bei jeder Liturgie ein Diakon dabei sein. Er hat dabei eine wichtige und vielseitige Funktion. Ich blieb deshalb, wie die meisten anderen im Russikum, mehr als ein Jahr lang Diakon. Aus dieser Zeit möchte ich eine amüsante Begebenheit erzählen, an die ich immer noch gerne zurückdenke. Zwei Finnen, ein orthodoxer Erzpriester und ein evangelischer Pastor fragten im Russikum um einen Romführer an. Der Rektor fragte mich und ich sagte zu. Ich zeigte also den beiden die für sie interessanten Sehenswürdigkeiten Roms. Wenn zwei von uns miteinander sprachen, so verstand der dritte nichts. Mit dem orthodoxen Pfarrer, Alexander Gawrilow, der in Rußland Theologie studiert hatte, sprach ich russisch, mit dem evangelischen Mitbruder verständigte ich mich in der Sprache Luthers. Sie zwei untereinander sprachen natürlich finnisch, wovon ich keine Silbe verstand. Eines Tages stiegen wir auf einen der Hügel Roms, den Gianicolo, von wo aus wir einen schönen Ausblick sowohl auf den Vatikan als auch auf die ewige Stadt hatten. Ein Straßenhändler bot uns seine Waren an, besonders Andenken an Rom, aber auch Rosenkränze. Der evangelisch-lutherische Pastor dachte an seine vielen Kinder und kaufte jedem von ihnen einen Rosenkranz. Auch der orthodoxe Pfarrer kaufte ein paar Rosenkränze. (Die orthodoxe Tradition kennt zwar geknüpft Gebetsschnüre, aber keine Rosenkränze). Der Händler, dem ich als Dolmetscher diente, freute

aufgegangen waren. Meine Hosen hätten mir also bei einer Abfahrt plötzlich hinunterrutschen können.

Von meinem ersten Aufenthalt in der Pfarre Meiningen im Herbst 1981 möchte ich noch etwas Lustiges erzählen. Der alte Pfarrer Schnell machte seinem Namen alle Ehre und erreichte mit der außergewöhnlichen Geschwindigkeit seiner Zelebration, daß auch viele Schweizer weite Anfahrtswege auf sich nahmen, um in den Genuß einer besonders kurzen Sonntagsmesse zu kommen. Wenn sie ein wenig zu spät kamen, war die kleine Kirche eh schon voll und da sich das Hineingehen dann kaum mehr rentierte, blieben sie am liebsten plaudernd unter den Kastanienbäumen vor der Kirche stehen, bis der Gottesdienst vorbei war. Diese "Kastanienchristen" wußten eben die frische Luft zu schätzen. Für jüngere Leser, die das nicht mehr kennen, muß ich hinzufügen, daß vor dem Konzil alle Kirchen Vorarlbergs mit dem Problem zu kämpfen hatten, daß eine größere oder kleinere Gruppe von Männern ihre Sonntagspflicht am liebsten auf dem Kirchplatz erfüllten. Die vorkonziliaren Moraltheologen hatten diese Gewohnheit ein Stück weit gerechtfertigt, indem sie - wie das damals üblich war - genau abgrenzten, von wo bis wo die Pflicht des Sonntagsgebotes reiche, nämlich von der Opferung bis zur Kommunion! Typisch "römisch-katholisch" an dieser Bestimmung war, daß man sich auch die Bibellesungen und die Predigt guten Gewissens schenken konnte. Die Meininger und die per Auto nach Meiningen pilgernden Schweizer kannten viele Jahre nach dem Konzil immer noch keinen Volksaltar und kein Gesangbuch in der Kirche. Für die jüngere Generation, die solche Zustände nicht mehr kennengelernt hat: der Pfarrer zelebrierte die Messe gegen die Wand und mit dem Rücken zum Volk. Natürlich kannten die Meininger auch keinen Friedensgruß vor dem Kommunionempfang. Ich erklärte ein paarmal die Bedeutung des Friedensgrußes und führte ihn dann ein, d.h. ich forderte die Anwesenden auf, sich gegenseitig "ein Zeichen des Friedens" zu geben und ging dann durch den Mittelgang bis zur Eingangstüre, um wenigstens einem Kirchenbesucher bzw. einer Kirchenbesucherin in jeder Bank die Hand zu reichen. Einmal als ich das tat, wollte ein Meiningener dem neben ihm stehenden Schweizer die Hand reichen. Dieser fragte erstaunt: "Willst du



## Intermezzo in Vorarlberg

Im Sommer 1980 trat ich meine Heimreise an. Ich brauchte Abstand, Erholung und eine Psychotherapie. Ob ich je wieder nach Brasilien zurückkehren könne, war äußerst ungewiß, auch wenn der Wunsch sehr tief saß.

Während meiner Therapie in St.Gallen sagte ich einmal dem Therapeuten: "Wenn ich öffentlich sagen würde, was ich selber denke, dann würde ich sehr bald von Kirche und Gesellschaft auf dem Scheiterhaufen verbrannt." Der Therapeut ermutigte mich, meine Gedanken doch einmal zu Papier zu bringen: nicht zur Veröffentlichung, nur für mich selbst. Ich griff diese Aufforderung zum Schreiben auf, dachte aber doch gleich an eine Veröffentlichung und legte mir daher sofort eine relativ strenge Selbstzensur auf. Auf diese Weise entstanden im Jahr 1981 das Büchlein "Mut zur Einheit - Mut zur Vielfalt" und das Buch "Erneuerung von unten. Kirchliche Basisgemeinden in Brasilien. Ein Erfahrungsbericht."

In drei Pfarreien Vorarlbergs half ich ein paar Monate aus: in Lingenau im Bregenzerwald, in Hirscheegg im Kleinwalsertal und in Meiningen, an der Schweizer Grenze.

Die Lingenauer Frauen bezahlten mir beim Abschied eine volle moderne Schiausrüstung. Als Pfarrarushilfe in Hirscheegg bekam ich oft auch noch kostenlos Liftkarten. Ich konnte also das Schiparadies Kleinwalsertal voll zur Erholung nutzen. Einen Tag auf der Kanzelwand werde ich immer als "himmlisch schön" in Erinnerung behalten. Ich war zum ersten Mal so hoch droben in der wunderbar weißverschneiten Bergwelt. Die Sonne schien herrlich und brachte die Schneekristalle tausendfach zum Glänzen. Bei den zwei Frauen, die mich mitgenommen hatten, war ich in froher und angenehmer Gesellschaft. Es paßte einfach alles wunderbar zusammen und ich sagte zu mir selbst und zu meinen Begleiterinnen voll Begeisterung: Es gibt doch Tage, an denen die Grenze zwischen dem Irdischen und dem Himmlischen verschwimmt. Sicher hätte es schnell wieder anders kommen können. Ich war so "aufgedreht", daß ich über meine Verhältnisse schnell die Hänge hinuntersauste. Am Abend wollte ich einfach nicht nach Hause. Und als wir dann wieder im Tal waren, stellte ich fest, daß die Träger meiner Schihosen schon lange

sich über das gute Geschäft und fragte mich, welche Sprache wir denn untereinander sprächen. Ich erklärte ihm unsere Sprachverwirrung und sagte auch noch dazu, daß von uns dreien einer evangelisch, der andere orthodox und der dritte katholisch sei. Darauf antwortete der Verkäufer belustigt: "Und ich bin ein Jude." Ich mußte hellauf lachen. Die Situation war ja wirklich komisch: Da verkauft ein Jude einem evangelischen und einem orthodoxen Kirchenmann Rosenkränze und der Katholik dient allen dreien als Übersetzer.



Vom russischen Bischof Alexander Evreinoff zum Diakon geweiht (1958)

Die byzantinisch-slawische Tradition sieht vor, daß ein Kandidat erst dann zum Priester geweiht wird, wenn eine bestimmte Pfarrei einen Priester braucht. Diese an sich recht vernünftige Regel konnte im Russikum nicht befolgt werden. Wohl aber hielten die Oberen des Hauses daran fest, daß nie mehrere Priester gleichzeitig geweiht wurden. Jeder von uns konnte sich deshalb ein bestimmtes kirchliches Fest als Weihetermin aussuchen. Ich entschied mich für das Weihnachtsfest 1959. Eine kleine Pilgergruppe aus Vorarlberg besuchte für einige Tage

Rom und Umgebung und wohnte meiner Weihe durch den russischen Bischof A. Katkoff in der Kirche des Russikums bei. Meiner Mutter gefiel der äthiopische Ritus besser als der byzantinisch-slawische. Doch daran dürften nicht in erster Linie die liturgischen Formen schuld gewesen sein. Sie meinte nämlich: "Es gibt so viele Länder, wo die Missionare mit ihrer Frohen Botschaft willkommen sind. Weshalb willst du gerade dorthin gehen, wo jede Religion verboten ist?"

Der oben erwähnte finnisch-orthodoxe Erzpriester Alexander Gawrilow schloß mich bei seinem Rombesuch sofort in sein Herz und schenkte mir bei meiner Priesterweihe sein Brustkreuz, das er selbst am Ende seines Studiums in Rußland erhalten hatte. Bei meiner Priesterweihe entschied ich mich für den Namen Theodor. Die Russen kennen nämlich kein H am Anfang eines Wortes. Aus Helmut machen sie also entweder Gelmut oder Chelmut. Ich aber wollte einen Namen, den die Russen kennen und ohne Schwierigkeiten aussprechen können. Bei der Wahl des Namens Theodor dachte ich nicht an einen der Heiligen aus dem katholischen Kalender oder etwa an meinen Vater, der auch so hieß, sondern an den Bischof Theodor Romža. Die Annahme dieses neuen Namen beinhaltete für mich ein doppeltes: Einerseits sollte sie signalisieren, daß ich - wenn nötig - auch bereit wäre, für meinen Glauben Verfolgung und Tod auf mich zu nehmen. Andererseits bedeutete sie auch die Entscheidung, daß ich mein Leben dem Apostolat in Rußland verschreiben bzw. weihen wollte. Damals war für mich diese Entscheidung endgültig. Das weitere Leben hat gezeigt, daß sie es nicht geblieben ist. Aus diesem Grunde bin ich später dazu gekommen, keine "endgültigen Entscheidungen" in meinem Leben mehr treffen zu wollen. Im Leben anderer Menschen mag das anders sein, aber in meinem Leben halte ich nur ganz zentrale Grundentscheidungen vernünftigerweise für endgültig.

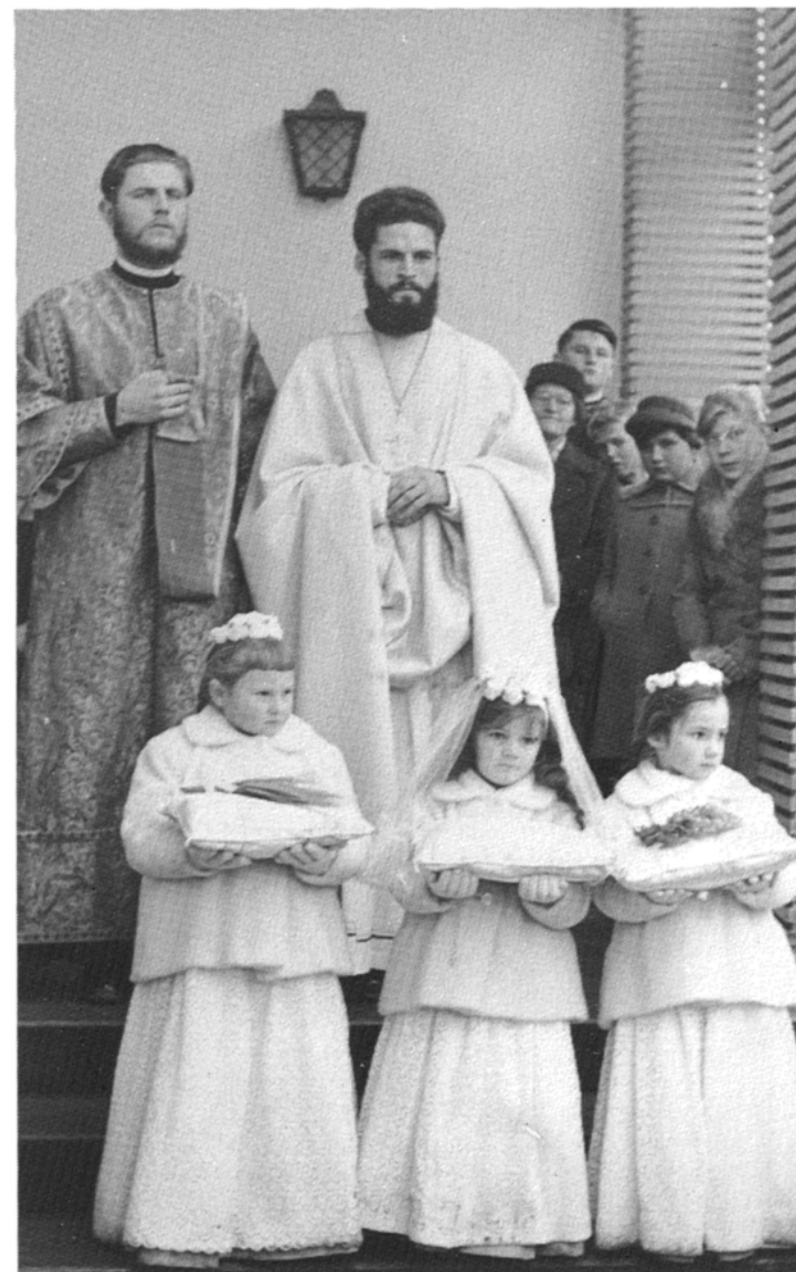
Meine Primizfeier am 6.1.1960 in der Pfarrkirche Dornbirn-Hatlerdorf (in meiner Taufkirche am Jahrestag meiner Taufe) war ein aufsehenerregendes und sich vielen tief einprägendes Ereignis. Der deutsche Diakon Ernst Christoph Suttner bereitete die Pfarrgemeinde mit Predigten und Vorträgen darauf vor.

Aber andererseits wußte ich auch aus der Erfahrung an anderen Orten, daß ein Prozeß gegen die Polizei, abgesehen davon, daß wir ihn sowieso verlieren würden, katastrophale Auswirkungen auf unsere Arbeit und die Menschen unserer ganzen Gegend haben werde. Trotzdem gab ich nach und sagte den beiden, sie könnten den Prozeß anstreben, falls sie Zeugen für den Vorfall fänden. Sie fanden keine, weil außer der Geliebten des Agronomen alle Angst hatten, gegen die Polizei auszusagen. Die Geliebte aber ist nach brasilianischem Gesetz genauso wie nahe Verwandte nicht berechtigt, als Zeugin aufzutreten.

Durch all' diese und viele andere Dinge waren meine Nerven ziemlich strapaziert. Doch krank wurde ich erst als es auch innerhalb des Pfarrteams große Schwierigkeiten gab. Ausgelöst wurden diese Schwierigkeiten durch eine neu dazugekommene Holländerin. Sie hatte in Europa alles, wie es in Dritte-Welt-Ländern gemacht werden muß, aus Büchern studiert. Sie kam also an und wußte schon alles. Sie wollte ihre Ideen durchsetzen. Es gab eine Krisensitzung nach der andern. Doch sie war nicht zu Kompromissen bereit. Vorher hatte in unserem Team nie jemand im negativen Sinn zwischen Brasilianern und Europäern unterschieden. Doch jetzt hieß es plötzlich von der einen Seite "ihr Europäer" und von der andern Seite "ihr Brasilianer". Das Klima war verdorben. Und in diesem ungunstigen Klima zog die eine Schwierigkeit, die aufgetaucht war, einen ganzen Rattenschwanz von immer neuen Schwierigkeiten nach sich. Mir schwindelte - auch im wörtlichen Sinn - vor jeder neuen Sitzung, ich mußte mich hinlegen und konnte nicht mehr daran teilnehmen.

Depressive Ängste zu erleben ist so unangenehm, entmutigend und lähmend, daß ich jedem und jeder wünsche, davon verschont zu bleiben. Trotzdem werte ich auch diese Erfahrung im nachhinein als eine wichtige Horizonsweiterung, die mir im Leben und in meinem Beruf durchaus hilfreich sein kann. Ohne eigene Erfahrungen würde ich Menschen, die Ähnliches durchmachen, sicher kaum oder gar nicht verstehen. Ich würde ihnen leicht unbrauchbare Ratschläge geben. Ich würde ihr Verhalten falsch deuten. So kann ich mich besser in sie hinein fühlen und kann sie besser verstehen.

nen, dann parzellieren und schließlich zu günstigen Preisen an die dort ansässigen Bewohner verkaufen. Wir hatten großes Mißtrauen gegen den Plan und waren auch ziemlich sicher, daß das betreffende Grundstück dieser Witwe gar nicht gehöre. Sie überraschte mich mit ihrem Besuch an einem Sonntag. Begleitet wurde sie von ihrem Sohn, ihren engsten Beratern und ihrem Rechtsanwalt. Sie meinte, wer an ihrer lauterer Absicht zweifle, könne sich beim Präsidenten der Landarbeitergewerkschaft genauer informieren (Die Gewerkschaft lag damals auch noch in falschen Händen). Ich sagte ihr, das sei keine Garantie für uns, weil es ja sogar sein könnte, daß der Präsident der Gewerkschaft gekauft sei. (Später stellte sich heraus, daß diese Vermutung stimmte). Da war sie wie von einer Tarantel gestochen und wurde sehr wütend. Sie habe noch nie jemanden bestochen und werde es auch nie tun. Es sei unverschämt, sie so zu beleidigen. Von da an wußte ich, daß ich nichts Gutes zu erwarten hatte. Bald darauf (1978) rückte mein alle 3 Jahre fälliger Europurlaub näher. Als ich bereits in Europa war, teilte mir jemand aus Brasilien vertraulich mit, daß besagte Witwe darauf hinarbeite, daß ich nicht mehr nach Brasilien zurückkehren dürfe. Die Praxis der Fremdenpolizei war damals folgende: Unliebsame Personen wurden gleich am Flughafen festgenommen und mit dem nächsten Flugzeug nach Europa zurückgeschickt. Ich brach daher meinen Europurlaub frühzeitig ab, flog auf einem Umweg nach Brasilien zurück und tauchte somit überraschend schnell wieder in meiner Pfarrei auf. Das jüngste Mitglied des Pfarrteams, ein brasilianischer Agronom wurde einmal um Mitternacht von 3 Polizisten zusammengeschlagen. Sie führten ihn ins Gefängnis und vollzogen an ihm das übliche Zeremoniell: sie zogen ihn bis auf die Unterhosen aus, zwei Männer hielten ihn fest und der dritte schlug ihn. Noch in der Nacht gelang es mir, den Mitarbeiter wieder zu befreien. Doch er und eine Schweizer Entwicklungshelferin verlangten, daß wir jetzt einen Prozeß gegen die Polizei anstreben sollten. Sie hatten dafür gute Argumente. Zum Volk sagten wir immer: Laßt euch nicht alles gefallen, wehrt euch! Nun waren wir an der Reihe. Wenn wir, die wir uns doch in einer bevorzugten Lage befanden, nichts taten, so waren wir in Gefahr, unsere Glaubwürdigkeit zu verlieren. Ich sah, daß das so war.



Primiz: Byzantinische Liturgie in der Pfarrkirche von Hatlerdorf (1960)



Zwischendurch ein wenig Bewegung an der frischen Luft.

Mehrere Priester verschiedener Nationalitäten aus dem Russikum nahmen an der über 2 Stunden dauernden "Liturgie des heiligen Johannes Chrysostomus" teil. Die Kommunion wurde, wie es sich gehört, unter beiden Gestalten (gesäuertes Brot und Rotwein) an etwa 800 Gläubige ausgeteilt. Für die meisten von ihnen war dieser Gottesdienst der erste Kontakt mit den katholischen Ostkirchen. Meiner Heimatpfarre brachten wir also den

Einmal hielten wir eine Gewerkschaftsversammlung ab, zu der etwa 100 Männer und Frauen gekommen waren. Am darauffolgenden Tag kam der Polizeikommissar zu mir ins Haus und teilte mir mit, daß er mich bei seinen Vorgesetzten als "subversiv" gemeldet hatte. Er gab offen zu, daß er jeden Monat über alle "einflußreichen Leute" des Ortes an höhere Stellen berichten müsse. Bisher hätte er von mir nur Gutes geschrieben, jetzt hätte er leider Ungutes weiterleiten müssen. Das war meine Rettung. Damit meine ich die Tatsache, daß ich sofort davon erfuhr. Ich setzte mich unverzüglich in den Autobus und fuhr 300 km nach Norden in die Hauptstadt unseres Teilstaates Maranhão. Dort hatte ich nocheinmal großes Glück: Ich fand bei einer Versammlung der Landarbeiter und Bauern gleich zwei Rechtsanwälte, die ihre Kenntnisse und ihre Hilfe dem ausgebeuteten Volk zur Verfügung gestellt hatten. Mit ihnen zusammen arbeitete ich einen Verteidigungsplan aus, der den Maßnahmen der Polizei geschickt zuvorkam. Der Plan glückte und ich kam ungeschoren davon.



Die Pfarrsekretärin, das Pfarrteam und zwei Nachbarinnen (4 Nationen)

Später einmal besuchte mich eine verwitwete Großgrundbesitzerin, die vorgab, sie wolle ein großes Grundstück zuerst einzäu-

nalen Seite zurückgeschickt. Ich ging ins Freie und erholte mich wieder von meinem Schrecken. Schon als kleiner Bub, wenn ich an meine zukünftige Tätigkeit als Missionar dachte, machte mir eines Angst: die Schlangen. In der brasilianischen Wirklichkeit stellte sich dann heraus, daß diese Angst übertrieben ist. Die Schlangen fliehen ja immer, wenn sie können. Und ich habe auch festgestellt, daß die Verkünder des Evangeliums in bestimmten Situationen die Worte Jesu davon, daß sie auf Schlangen und Skorpione treten dürfen, ohne daß ihnen etwas passiert, durchaus wörtlich nehmen können. Ich bin tatsächlich - natürlich unabsichtlich - auf Schlangen getreten oder im dreckigen Wasser an Schlangen gestoßen und sie sind geflohen, ohne mir etwas zuleide zu tun. Ich hatte Angst vor der "Allianz der Mächtigen", d.h. vor den Großgrundbesitzern, der Polizei und den Politikern, die alle unter einer Decke steckten. Was mir jedoch Mut und eine bestimmte Geborgenheit gab, waren das wunderbar harmonisierende Pfarrteam, das hinter uns stehende einfache Volk und mein Gottvertrauen. Als mir ein Polizeikommissar einmal den Inhalt einer ganzen Predigt, die ich auf einem Dorf gehalten hatte, Punkt für Punkt erzählte, fragte ich ihn, woher er denn das alles wüßte. "Die Männer auf der Straße erzählen davon", war seine Antwort. Ich war stolz, daß meine Predigt zum Männergespräch auf Straßen und Plätzen geworden war, wenngleich mir auch klar war, daß in der Erzählung des Polizeikommissars eine versteckte Drohung mitschwang. Bei der Vorbereitung meiner Predigten setzte ich spontan viele Sätze auf's Papier, die ich dann aus Vorsicht oder Klugheit wieder glaubte, streichen zu müssen. Ich strich sie auch. Aber wenn ich dann in der Kirche oder Kapelle dieses geschundene Volk leibhaftig vor mir hatte, dann wurde mir klar: Ich kann und darf nicht schweigen. Und ich sagte vieles von dem, was ich bei der Vorbereitung gestrichen hatte.

Zur Zeit der Militärdiktatur war jede Art von Demonstration verboten. Wir umgingen diese Schwierigkeit mit Leichtigkeit. Die Brasilianer lieben kaum etwas mehr als Prozessionen. An den Stationen unserer Prozessionen stellten wir Lautsprecher, manchmal sogar Tribünen auf und sagten den versammelten Massen, was wir zu sagen hatten. So griffen Leben und Gottesdienst noch mehr ineinander als bei den übrigen religiösen Feierlichkeiten.

byzantinischen Ritus "ins Haus". Dabei passierte auch etwas recht Lustiges. Mit vereinten Kräften hatten wir für die Primiz verschiedene Texte neu ins Deutsche übersetzt. Kurt Suttner, der Bruder von Ernst Christoph hatte sie uns vertont. Er schickte aus Regensburg die Liederblätter an den eigens dafür zusammengesetzten Chor ins Halterdorf. Seine Schrift war nicht ganz leicht leserlich. Im Tropar, d.h. im oft wiederholten Festgesang vom 6. Jänner hieß es: "Bei deiner Taufe im Jordan, Herr, erschien die allerheiligste Dreifaltigkeit..." Hätte ich den Irrtum nicht in letzter Minute noch bemerkt, so hätte der Chor immer wieder gesungen: "Bei deiner Tante im Jordan, Herr, erschien die allerheiligste Dreifaltigkeit...". Am Nachmittag des Primiztages wurde in der Pfarrkirche feierlich Wasser geweiht und dieses "Jordan-Wasser" durften die Anwesenden auch trinken.

#### Reise in die Sowjetunion

Im Sommer 1960 reiste ich zum 1. Mal mit einer österreichischen Jugendgruppe in die Sowjetunion, genauer gesagt nach Moskau und Leningrad. Ich war gut darauf vorbereitet und kannte beide Städte schon bevor ich sie zu Gesicht bekam besser als der Student, den uns "Intourist" als Fremdenführer zuteilte. Durch mein Besser-Wissen ging ich ihm gleich am ersten Tag bewußt auf die Nerven, sodaß er am 2. Tag schweigend und froh zur Kenntnis nahm, daß ich mich von der Gruppe trennte und selbständig machte. Von den vielen Erlebnissen dieser Reise möchte ich hier nicht erzählen. Ich greife nur ein Gespräch heraus, das die sowjetischen Jugendlichen und in der Folge auch mich nachdenklich gemacht hat. Für meine jugendlichen Gesprächspartner war klar, daß alles was existiere Materie sei. Ich sagte nichts dagegen, sondern bemerkte nur: "Es gibt auf der Welt viele Menschen, die anderer Meinung sind." Das wunderte sie und gab ihnen zu denken. Mir ging dabei auf, daß wir alle in jedem Land und in jeder Kultur bestimmte "Grundwahrheiten" oder "Selbstverständlichkeiten" von den vorhergehenden Generationen unbesehen übernehmen. Es genügt uns, zu wissen, daß das "alle" so sehen und "immer" so gesehen haben. Es ist uns nicht bewußt, wie gefährlich das ist. Wenn es selbstverständlich ist, daß alles, was es gibt, Materie ist, so kann darauf ein

strenger Materialismus aufgebaut werden, der jeder Kritik standhält. Ein solches System schließt jedes Geistwesen von vornherein aus.

Jahrhundertlang, ja jahrtausendlang hat diese nahtlose Übergabe von Grundüberzeugungen von einer Generation zur anderen funktioniert. Sie wurde nur von einzelnen Praktikern, Denkern oder Propheten "gestört" und durchbrochen. Heute ist in unsern Breiten so etwas kaum mehr möglich, weil wir in der pluralistischen und z.T. auch multikulturellen Gesellschaft auf alle wichtigen Fragen, die die Menschen stellen können, mehr als eine Antwort erhalten. Das hat sicher viele Nachteile. Es kann zu einer allgemeinen Orientierungslosigkeit führen. Aber einen großen Vorteil hat diese neue Situation: kein denkender Mensch kann mehr hinterm eigenen Ofen sitzen bleiben und es sich in den von allen akzeptierten "Selbstverständlichkeiten" gemütlich machen. Aus ist es mit der bequemen Enge. Auch wer sich Watte in die Ohren stopft, hört mehr als er will, auch wer große Scheuklappen anzieht, sieht mehr als ihm lieb ist. Unangenehm, aufregend, herausfordernd, gefährlich, risikoreich, aber weit.

#### Intermezzo in Tirol

Aus der Sowjetunion zurückgekehrt, durfte ich im Sommer 1960 als frischgeweihter Jungpriester in drei Pfarreien Tirols aushelfen. In Münster im Unterinntal war ein alter Pfarrherr, der Hilfe brauchte, um sich von einer Krankheit schneller zu erholen. Was erwartete mich dort? Ich war eingesperrt im Pfarrhof. Der Pfarrer vertrat den Grundsatz: "Die Leute müssen zum Pfarrer kommen, nicht er zu ihnen." Das galt auch für mich. Ich durfte niemanden besuchen. Ich hatte vier klar umschriebene Aufgaben. Das "Wichtigste" war wohl, die vielen Blumen im Garten des Pfarrhofes zu pflegen und dem Herrn Pfarrer zu helfen, die Altäre zu schmücken. Der Hochaltar hatte unzählige, rundbogenförmige Nischen (In meiner Erinnerung waren es an die hundert, doch das dürfte "leicht" übertrieben sein) und in jede dieser Nischen kam ein Blumenstrauß. Das war offensichtlich eine so priesterliche Aufgabe, daß sie nur vom Kaplan unter fachkundiger Anleitung des Pfarrers vollbracht werden konnte. Die zweite Aufgabe bestand darin, auf der Wiese hinter dem Haus das Obst aufzu-

bar, daß dieses Konzil in meine Lebenszeit gefallen ist. In Brasilien sah ich nun in der Praxis die positiven Auswirkungen der Anwendung des Konzils auf die konkrete Situation eines unterdrückten Volkes und einer "Kirche der Peripherie". Die Brasilianer, allen voran Leonardo Boff, sprechen von der Entstehung einer "neuen Kirche". Diese neue Kirche durfte ich kennenlernen, erleben; in ihr durfte ich mitwirken, von ihr durfte ich wichtige Impulse empfangen und mich selbst verwandeln lassen. Dafür bin ich Gott und den Brasilianern zutiefst dankbar.

#### Persönliche Schwierigkeiten

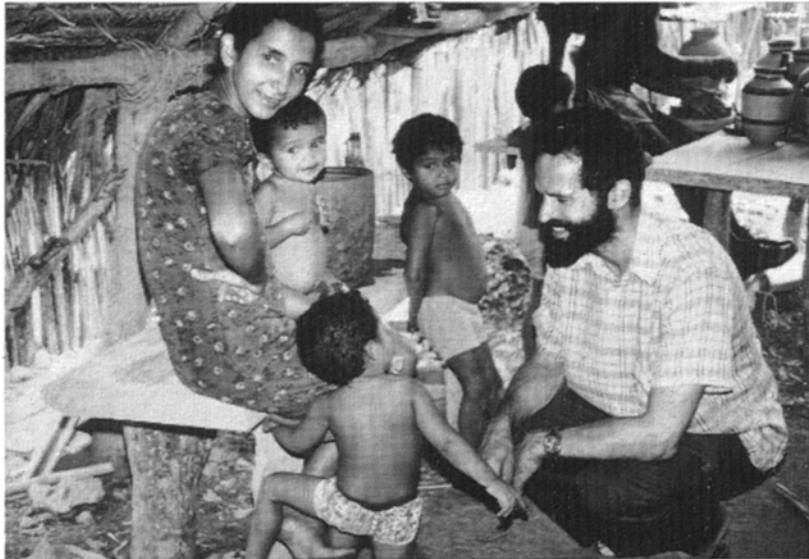
Von klein auf war ich ein eher ängstlicher Typ. Mit der Angst hatte ich daher mein Leben lang zu ringen. Ich hatte Angst vor dem Fliegen. Vor dem Schiff und dem Wasser allerdings noch viel mehr. Also blieb nichts anderes übrig, als meine Angst zu überwinden und doch ins Flugzeug zu steigen. Es ging immer gut. Einmal kehrte ein Flugzeug wegen eines mysteriösen Defektes nach ein paar Stunden Flug wieder nach Recife zurück. Doch es landete gut und wir Passagiere kamen in ein Nobelhotel. Ich hatte Angst vor der tropischen Hitze. Ich machte mir Sorgen, was ich wohl tun könnte, wenn ich kurz nach meiner Ankunft feststellte, daß ich sie nicht aushalte. In Recife angekommen, stellte ich fest, daß es bei einer frischen Brise vom Meer her durchaus auszuhalten war. In São Luis im Maranhão, das auch an der Küste liegt, stellte ich ähnliches fest und war beruhigt. Die Hitze stellte sich im Landesinneren als eine Belastung heraus, war aber kein Problem. Ich hatte Angst vor der Militärdiktatur, vor Folter und Gefängnissen, die jedem blühen konnten, der sich für die Armen einsetzte. In Recife gab es am Flughafen einen internationalen und einen nationalen Teil. Auf der internationalen Seite waren die Wände mit romantischer Tourismuswerbung geschmückt, auf der nationalen Seite hingegen mit Aufrufen wie "Schützt eure Familien" und vielen Fotos von "Subversiven", die von der Polizei gesucht wurden. Als ich diese Anschläge im Warteraum des Flughafens sah, befürchtete ich, daß mir schlecht werde und ich nicht mehr nach São Luis weiterfliegen könne. Doch wegen einer noch notwendigen Reparatur am wartenden Flugzeug wurden wir wieder in den Warteraum auf der internatio-

Erst ein Jahr später war es endlich so weit, daß ich nach Brasilien fliegen konnte.

### Die Sonnenseite Brasiliens

Das Wertvollste, was ich in Brasilien kennengelernt habe, sind sicher die Basisgemeinden und die sie begleitende Befreiungstheologie.

Mein erster Einsatz war im Bundesstaate Maranhão (Nordosten), in der Diözese Bacabal in einer Pfarrei, in der es bereits Basisgemeinden gab. Ich arbeitete in Poço de Pedras 8 1/2 Jahre lang (1972-1980).



Bei der Familie des Töpfers der uns billige Wasserfilter herstellte.

Als ich nach Brasilien flog, wußte ich, daß es für Menschen, die sich für die Armen einsetzen wollen, ein gefährliches Land ist. Doch es war mir nicht bekannt, daß es kirchlich gesehen (Basisgemeinden, Befreiungstheologie, Option für die Armen) das fortschrittlichste Land Lateinamerikas war. In meiner Finnlandzeit hatte ich mit großer Begeisterung die sensationelle geistige Öffnung der katholischen Kirche kurz vor, während und nach dem II. Vatikanischen Konzil erlebt. Ich bin sehr froh und dank-

lesen und dann zu helfen, es zu Schnaps zu verarbeiten. Bei einem Teil der Gottesdienste durfte ich mitwirken. Und schließlich mußte ich am Abend mit dem Pfarrer einige Gesellschaftsspiele spielen. Es waren natürlich immer dieselben Spiele. Der Pfarrer spielte sie schon seit mehreren Jahrzehnten jeden Abend und so gewann er immer selber. Als ich nach ein paar Wochen merkte, daß ich nun auch einmal gewinnen könnte, stellte ich klar fest, daß ich das nicht durfte. Der Pfarrer hätte eine oder mehrere Nächte nicht mehr geschlafen und mit seiner Genesung wäre es nicht mehr vorwärts gegangen. Das aber war ja schließlich der Grund, weshalb mich Bischof Paulus Rusch nach Münster geschickt hatte. Er hatte damit, ohne es zu wissen, zwei Fliegen auf einen Schlag erwischt. Es erholte sich nicht nur der Pfarrer, sondern auch die Köchin. Ihr tat es nämlich sehr wohl, die Abende frei zu haben. Bis zu meiner Ankunft mußte sie jeden Abend mit dem Pfarrer dieselben Spiele spielen und immer verlieren.

Nach diesem ersten Schock ging es nach Hintertux. Die dortigen Menschen waren etwas wortkarg und schüchtern dem "hochwürdigen Herrn" gegenüber. Der junge Kaplan war auch noch recht schüchtern und er tat sich - und tut sich heute noch - schwer, mit Unbekannten ein Gespräch zu beginnen. So kam es, daß wir einander die Hand gaben, "Grüß Gott" sagten und uns dann an den Tisch setzten, um einander anzuschweigen. Die Tuxer Kirche war wie alle Kirchen in Österreich vorne zu lang und hinten zu kurz. Vorne waren die Bänke leer, hinten bei der Türe standen sich die Gläubigen gegenseitig auf die Zehen. Zu spät Kommen konnte sich bei der so belagerten Türe nur mit Gewalt hereinzwängen. Da es damals noch üblich war, von der Kanzel zu predigen (die Taube des Heiligen Geistes sichtbar direkt über sich), hatte ich einen guten Überblick über dieses ganze Schauspiel. Meine "seelsorgerlichen" Erfolge hielten sich in Grenzen. Wenn ich die im Mittelgang stehende, an der hinteren Wand klebende Menschentraube bat, ein paar Schritte vorzugehen, so nahmen die Vordersten einen 10 cm langen Schritt, die Mittleren rührten sich um 5 cm, die Hintersten rührten sich auch, als wollten sie, kamen aber nicht vom Fleck. Am nächsten Sonntag konnte ich wieder von vorne beginnen.

Der Pfarrer von St. Leonhard im Pitztal war ins Südtirol in den Urlaub gefahren und dann dort erkrankt. Ich machte also zuerst Urlaubsvertretung und entschied mich dann, in St. Leonhard zu bleiben, bis der Pfarrer wieder gesund werde und zurückkomme. Damit habe ich, ohne es zu ahnen, den nächsten Schock selber in die Wege geleitet. Unsere Ausbildung in Rom war rein theoretisch, weitgehend hoch über den Wolken. An praktische Seelsorge dachte dabei niemand. Die Verantwortlichen argumentierten: Mit Studenten aus der ganzen Welt ist eine Einführung in die Praxis unmöglich, da die Verhältnisse in den verschiedenen Ländern und Kontinenten sehr verschieden sind. Damals habe ich diese Argumentation eingesehen und akzeptiert. Heute frage ich mich - und ich bekomme beinahe eine Wut, wenn ich daran denke -, warum hat man die einmaligen Lernmöglichkeiten, die gerade in dieser großen Vielfalt von Verhältnissen und Erfahrungen verborgen war, nicht allen zugänglich gemacht. Vielleicht wird das heute gemacht. Ich weiß es nicht. Damals jedenfalls kam ich aus Rom ohne blasse Ahnung von Pastoral und Pädagogik. Im Pitztal aber begann die Schule. Daß ich in St. Leonhard mehrere Jahrgänge in derselben Klasse hatte, erstaunte mich, aber es ging relativ gut. Doch dann hieß es, es sei noch eine Schule, ganz am Ende des Tales, auch dort müsse ich Religionsunterricht geben. Ich kam dorthin und traute meinen Augen nicht. Da war eine kleine Gruppe von Buben und Mädchen verschiedenen Alters, eine Tafel an der Vorderwand, eine Tafel an der Seitenwand, ein paar Bänke nach vorne ausgerichtet, die anderen zur Seite. Wie der Ochs vor dem Berg stand ich vor dieser Wirklichkeit. Es war eine einklassige Bergschule. Niemand hatte mir etwas davon gesagt. Ich hatte so etwas noch nie gesehen. Ich wußte gar nicht, daß es so etwas gibt.

Auch die Zeit in Tirol möchte ich in meinem Leben nicht missen. Ich habe sie hier etwas einseitig geschildert. Auch in Tirol habe ich viel Schönes erleben dürfen und viel Neues kennengelernt. Aber, wenn ich ehrlich sein will, muß ich gestehen, daß mir die "Schocks" am deutlichsten in Erinnerung geblieben sind und daß ich mir den Beginn meiner priesterlichen Laufbahn eigentlich ganz anders vorgestellt habe.

Kirchen, 2. gerechte und freundschaftliche Beziehungen zwischen uns und der sogenannten 3. Welt. Und tatsächlich: Die Jugendlichen arbeiteten hart und voll Begeisterung ein ganzes Jahr lang. Die in "Mylyjärvi" herausgegebene Zeitschrift "Kaikki uudeksi" war ihr Sprachrohr. Doch nach einem Jahr wollten sie nicht mehr. Sie sagten: "Für die Einheit der christlichen Kirchen tun wir nichts mehr. In diesem einen Jahr haben wir nämlich festgestellt: Die christlichen Kirchen wollen nicht zur Einheit kommen. Wir sehen nicht ein, daß wir unsere jugendlichen Kräfte damit vergeuden sollen, in und mit den Kirchen auf etwas hinzuarbeiten, was diese sowieso immer wieder vereiteln werden, weil sie es im Grunde gar nicht wollen. Wir sind weiterhin bereit, uns für gerechtere und bessere Beziehungen zur sogenannten Dritten Welt zu engagieren, aber nicht mehr für die christliche Ökumene". In der Analyse lagen die Jugendlichen nicht falsch. Das war auch für mich ernüchternd. Doch ihre Schlußfolgerung konnte ich für mich nicht mitvollziehen. Ich war weiterhin bereit, mich mit Leib und Seele für die Ökumene einzusetzen. Trotzdem begann auch für mich der Nord-Süd-Konflikt an Bedeutung zu gewinnen. Ich dachte an einen möglichen Einsatz in Lateinamerika. Was tun? Zuerst einmal spanisch lernen. Die Frau, bei der ich Spanisch-Stunden nehmen wollte, erzählte mir, vor ein paar Tagen habe sie eine Mitarbeiterin von Mylyjärvi, die auch die Bewegung der "Ökumenischen Jugendlichen" tatkräftig unterstützte, ebenfalls um Spanischunterricht gebeten. Eines Tages bekam ich einen Brief von einem italienischen Kapuziner, der im Nordosten Brasiliens arbeitete und mich herzlich einlud, dorthin zu kommen. Eine Holländerin, die sowohl mit ihm als auch mit mir befreundet war, hatte ihm von mir berichtet und ihm meine Adresse geschickt. Es begann sich langsam etwas Neues anzubahnen. Zum Teil bahnte es sich ohne mein direktes Zutun an. Andererseits tauchten jede Menge Schwierigkeiten auf: lange wollte mich die Orientalische Kongregation nicht ziehen lassen, dann wollte mich die Heimatdiözese noch für 3 Jahre zurückhalten. Brasilien wollte mir und meinen Mitarbeiterinnen kein Visum, d.h. keine Aufenthalts- und Arbeitsbewilligung geben. Anfang 1971 verließ ich das "Ökumenische Zentrum Mylyjärvi", das P. Robert bis heute noch weiterführt.



## Eine neue Wende

In Finnland gab es einen von aktiven und hochstehenden evangelischen Theologen geleiteten "Ökumenischen Rat". Deshalb ging 1968 eine ziemlich große finnische Delegation zur Vollversammlung des Weltkirchenrates nach Uppsala. Die Tatsache, daß daneben auch noch zahlreiche finnische Jugendliche zu praktischen Diensten während der Vollversammlung herangezogen wurden, schien zunächst ohne besondere Bedeutung. Doch das war eine Fehleinschätzung. Die Jugendlichen waren bald tief beeindruckt. Nicht von irgendwelchen Vorträgen. Diesen konnten sie meist gar nicht beiwohnen. Es faszinierte sie, Menschen aller Herren Länder kennenzulernen und mit ihnen freundschaftliche Bande zu knüpfen, ohne sich durch deren Zugehörigkeit zu einer anderen Konfession oder kirchlichen Gruppierung stören zu lassen. Sie erlebten eine neue Welt. Eine Welt, in der sich alle freundlich begegneten, in der es keine Grenzen mehr zu geben schien, in der alle aufeinander zugingen, sich füreinander interessierten. Unter der Wucht dieser Erfahrung verlangten sie - durch mich ermutigt - von der finnischen Delegation und vom evangelischen Erzbischof Simojoki eine klare Zusage, daß nach unserer Rückkehr nach Finnland dort in Sachen Ökumene etwas Neues sich anbahnen müsse. Die Erfüllung des Versprechens ließ lange auf sich warten. Doch dann wurde eine sehr interessante ökumensische Konferenz abgehalten, zu der auch die Jugendlichen - allerdings nur als Zuhörer - eingeladen waren. Am nächsten Tage traf ich einige von ihnen. Sie ließen die Köpfe hängen. Ich fragte sie, warum sie so niedergeschlagen seien; auf der Konferenz seien doch sehr gute Reden gehalten worden. "Genau das: Reden, Reden und wieder Reden, aber geschehen tut nichts!" kam es bitter zurück. Ich spürte den sofortigen Handlungsbedarf. Deshalb ging ich gleich zu einem jungen, evangelischen Pastor, der auch mit in Uppsala gewesen war und sagte ihm: "Wenn wir jetzt die Jugendlichen wieder allein lassen, dann sind sie für die Ökumene weg vom Fenster. Sie sagen: tun, statt reden. Lassen wir sie selbst nachdenken, was zu tun ist. Und ermutigen wir sie dazu, selbst zu tun, was sie glauben, daß zu tun sei." So kam es zur Gründung der "Ökumenischen Jugendlichen." Diese hatten zwei Ziele: 1. die Einheit der christlichen

## Eine neue Wegkreuzung

Ende 1960 fuhr ich nach Paris. Und ich war auch von Paris zunächst enttäuscht. Genauer gesagt, nicht von Paris war ich enttäuscht, wohl aber von den Studienmöglichkeiten auf dem Gebiet das mich interessierte, nämlich der Orthodoxie. Am "Institut Catholique" gab es dazu gar nichts und an der "Sorbonne" nur einen Kurs über die Bedeutung der "Epiklese" (Anrufung des Heiligen Geistes über die eucharistischen Gaben während der Liturgie). Das war mir zu wenig und ich wollte meine Studienpläne ändern. Dazu aber brauchte ich die Erlaubnis meines Bischofs. Ich schrieb also nach Innsbruck: Darf ich, ohne zu doktorieren, 1 - 2 Jahre in Paris frei studieren? Bischof Paulus Rusch schrieb zurück: Auf Ihre Frage kann ich Ihnen keine Antwort geben, denn ich habe Sie nicht nach Paris geschickt. Da ging mir ein Licht auf. Nur durch ein glückliches Mißverständnis hatte ich die Erlaubnis erhalten, nach Rußland zu reisen und nach Paris zu fahren. Der Rektor des Russikums hatte mir gesagt: Die Kongregation für die Ostkirchen läßt Sie sicher nicht nach Rußland reisen. Das ist zu gefährlich. (In sowjetischen Zeitungen stand zu lesen, das Russikum in Rom bilde Spione aus; die Kandidaten würden im Keller schießen und vom flachen Dach in den Innenhof Fallschirm springen lernen). Auch sehe es die Orientalische Kongregation nicht gerne, wenn ich nach Paris wolle, weil es zum Studium der Orthodoxie in Rom bessere Möglichkeiten gebe. (In bezug auf die Studienmöglichkeiten hatten meine Obern recht. Das stellte ich allerdings erst fest, als ich bereits in Paris war. Ich war aber auch der Meinung, daß 7 Jahre Rom das Maximum seien, das man ohne ernsthafte Schädigung überstehen könne. Mehr hielt ich für "gefährlich"). "Aber", fügte der Rektor hinzu, "nachdem Sie jetzt das Studium abgeschlossen haben und geweiht sind, können Sie in Ihre Diözese zurückkehren und unterstehen dann Ihrem Bischof. Vielleicht gibt der Ihnen die Erlaubnis für Rußland und Paris." Ich entschied mich also für die Rückkehr in die Diözese. Als ich in Innsbruck Bischof Rusch um die Erlaubnis zur Rußlandreise und zum Weiterstudium in Paris bat, wünschte er mir mit seiner unvergeßlich tiefen Baßstimme zwei gute Schutzengel für die Reise in die Sowjetunion und ließ mich ziehen. Er dachte sich

offensichtlich, ich hätte schon alle Erlaubnisse und informiere ihn nur über "meine Ferienpläne", wie ich das all' die Jahre vorher auch getan hatte. Ich hatte Bischof Rusch nicht bewußt verschwiegen, daß er "Macht" über mich habe. Daß er davon nichts wußte wurde mir erst klar, als er mir schrieb, er habe mich nicht nach Paris geschickt.

Wieder stand ich an einem Scheideweg meines Lebens. Hätte ich Bischof Rusch geschrieben, er könne über mich verfügen, so wäre ich wohl ein paar Wochen später als Kaplan in irgendeiner Pfarrei Tirols gelandet. Das schien mir angesichts meiner Spezialausbildung nicht das Vernünftigste. Und so wendete ich mich wieder nach Rom an die Kongregation für die Ostkirchen. Ich erklärte mich bereit, ganz egal wohin zu gehen, wo ein Priester gebraucht werde. Ich war auch bereit, sofort meine Koffer zu packen, deponierte aber gleichzeitig den Wunsch, noch einige Zeit in Paris weiterstudieren zu dürfen. Die Antwort, die nicht lange auf sich warten ließ, war eine Überraschung: "Haben Sie unüberwindliche Hindernisse, nach Finnland zu gehen?" fragte mich die Orientalische Kongregation. Ich wußte, daß für Finnland schon lange ein Priester gesucht wurde. Unüberwindliche Hindernisse hatte ich keine, weil ich von dem Land nur zwei Dinge wußte, nämlich daß es eine schwere Sprache hat und recht kalt ist. Nun, eine Sprache kann man lernen, gegen die Kälte kann man sich schützen. Unüberwindlich sind diese Hindernisse nicht. Also sagte ich zu, obwohl ich nie zuvor auch nicht im Traume daran dachte, je in Finnland zu arbeiten.

### Was ist Kirche?

Noch war ich in Paris. Und P. Robert de Caluwé, mein zukünftiger "Chef" in Finnland war einverstanden, daß ich bis zum Sommer 1961 dort bleibe. Acht Monate in Paris. Viel gäbe es davon zu erzählen. Nur eines möchte ich herausgreifen. Die aus meiner persönlichen Sicht wichtigste Horizonterweiterung war wieder eine große Überraschung. Sie kam von einer Seite, von der ich sie nicht erwartete. Die jüngeren orthodoxen Theologieprofessoren, die über Frankreich hinaus bekannt waren, hatten sich damals von Paris bereits abgesetzt. Sie witterten die Zukunft der westlichen Orthodoxie in den Vereinigten Staaten und dozierten des-

"Propaganda fidei", d.h. der Missionskongregation). Ich fand es gut, als Katholik einmal vom hohen Roß heruntersteigen zu müssen und am eigenen Leibe die Erfahrung machen zu dürfen, die andere Konfessionen oder kirchliche Gruppierungen in den mehrheitlich katholischen Ländern durchleiden.

Unter dem Aspekt "Du führst mich hinaus in die Weite" ist vor allem die Entwicklung unserer ökumenischen Beziehungen und unserer Gesprächsabende interessant. Zuerst diskutierten wir lange nur mit Katholiken, Evangelischen und Orthodoxen. Später kamen wir mit den Methodisten, den Baptisten und verschiedenen Freikirchen stärker in Kontakt. Dann wagten wir Gesprächsabende mit den Juden und machten einen Besuch in der Synagoge von Helsinki. Dann besuchten wir auch einmal einen muslimischen Gottesdienst und knüpften erste Kontakte mit den Gläubigen dieser Religion. P. Robert hatte übrigens schon lange vorher den Koran in seiner umfangreichen Bibliothek, die allen Besuchern des Zentrums zur Verfügung stand. Ja, und dann gab es auch noch eine "Atheistengilde". Diese war überzeugt, daß alle christlichen Kirchen gleich welcher Prägung die Menschen nicht bessern, sondern verderben. Sie riet deshalb allen Christen, aus ihrer jeweiligen Kirche auszutreten und sich zum wahren, mündigen Menschsein zu befreien. Wir nahmen Kontakte mit dieser Gilde auf und es gelang uns, einen ihrer Vertreter zu einem Vortrag mit anschließender Diskussion in unser ökumenisches Zentrum einzuladen. Unser Erstaunen war groß, als wir auch mit ihm rasch eine gute Gesprächsgrundlage fanden. Wenn er davon sprach, was die Kirchen tun und sagen sollten, war zu merken, welch' hohe Erwartungen er an die Kirchen eigentlich stellte. Wenn er die Kirchen kritisierte, so mußten wir ihm zugestehen, daß er in den meisten Fällen seinen Finger auf tatsächlich vorhandene Wunden lege. Wir fanden einander also in vielen Erwartungen und auch in vielen Kritikpunkten. Der Unterschied zwischen ihm und uns war im wesentlichen nur der, daß er die Kirchen für unreformierbar hielt und deshalb ablehnte, während wir daran glaubten, daß der Hl. Geist der Kirche immer wieder die Kraft gebe, sich zu erneuern und wir bereit waren, an dieser Erneuerung der Kirche als ihre Mitglieder, also von innen her mitzuwirken.



Mittagspause beim Bau des Ökumenischen Zentrums Myllyjärvi

Mit der Zeit wurde es trotzdem zur wichtigsten ökumenischen Begegnungsstätte Finnlands. Immer war Myllyjärvi ein beliebtes Ziel von Jugendlichen verschiedener Konfessionen.

Eine etwas harte, aber heilsame Erfahrung meiner Zeit in Finnland war die, plötzlich zu einer ziemlich geringgeschätzten und zahlenmäßig winzigen Minderheit zu gehören. Viele Katholiken Europas sind gewohnt, daß sie in ihrem eigenen Land die Mehrheit sind. In Finnland gehören weit über 90 % der Bevölkerung der evangelisch-lutherischen Kirche an. Die orthodoxe Kirche als zweite Staatskirche bringt es auf etwa 2 %. Die katholische Kirche aber nur auf 2 Promille. Also von 2000 Finnen sind 2 katholisch. Die Reformation wurde in Finnland nicht wie etwa in Mitteleuropa als Bruch mit der katholischen Tradition empfunden. Sie wurde vielmehr als notwendige Erneuerung der bereits 1 1/2 Jahrtausende alten Kirche gesehen. Aus dieser Sicht ist verständlich, daß "die nicht-erneuerten", "römischen" Katholiken nicht gerne gesehen sind, speziell nicht, wenn der begründete Verdacht besteht, sie wollen das Land von neuem missionieren. (In den Jahren meines Finnlandaufenthaltes unterstand die Diözese Helsinki noch der römischen Kongregation der

halb in der Neuen Welt. Am "Institut Saint Serge" waren noch ein paar ältere Koriphäen, unter ihnen Bischof Kassian und Professor Afanassieff. Bei diesen beiden besuchte ich Vorlesungen. Professor Afanassieff unterrichtete kirchliches Recht, ein Fach, das ich eigentlich nie riechen konnte. Doch er war ein so unjuridischer Jurist, daß ich staunte, daß es so etwas gebe und daher auch seine Vorlesungen interessant fand. Er unterrichtete in russisch, aber sein Buch über die "Eucharistische Ekklesiologie" erschien in französisch. Ich las es mit Begeisterung. Noch nie hatte mich ein Buch eines orthodoxen Autors so sehr in seinen Bann gezogen und fasziniert. Doch ich hatte Bedenken: nach meinem Wissensstand war dieses Buch weder orthodox noch katholisch. Es paßte in keine dieser beiden Traditionen so richtig hinein. Ich ging in die Slawische Bibliothek, wo ich einen hochstudierten Jesuiten, einen international anerkannten Spezialisten der Kirchenväter-Literatur kannte. Ihn fragte ich: "Haben Sie dieses Buch schon gelesen?" Er bejahte. - "Und was meinen Sie dazu?" - "Wir werden sehen, was daraus wird", war seine Antwort. Mir genügte diese Auskunft. Ich wollte mich nur versichern, daß das Buch, in dessen Ideen ich mich regelrecht "verliebt" hatte, nicht allzu "häretisch" sei.

In Rom hatte ich gelernt, die weltweite Gesamtkirche, das sei "die Kirche". Die einzelnen Ortskirchen seien nur Teile der Kirche. Für Prof. Afanassieff verwirklicht sich die Kirche in der eucharistischen Versammlung unter dem Vorsitz des Bischofs. Diese Versammlung ist "die Kirche". Nichts, was zur Kirche gehört, fehlt dieser Versammlung. Kirche bildet sich um den Abendmahls-tisch. Daß die verschiedenen Ortskirchen sich nicht isolieren sollen und die Kontakte zu den anderen Ortskirchen pflegen sollen, ist klar. Aber "die Kirche" ist nicht die Summe der einzelnen Ortskirchen, sondern jede um den eucharistischen Tisch versammelte Ortskirche ist "die Kirche".

Ein paar Jahre später las ich - bereits in Finnland - die Texte des II. Vatikanischen Konzils. Dort hörte ich nicht so "radikale", aber doch ähnliche Klänge. Der "häretische" Prof. Afanassieff hatte mir also in Paris eine "praegustatio futurorum" bereitet. Ich konnte schon etwas voraus-kosten, was das Konzil erst einige Jahre später allen Katholiken zu servieren wagte.

Heute weiß ich, daß es neben einer Reihe falscher Kirchenbegriffe nicht einen einzigen, sondern auch eine ganze Reihe legitimer Kirchenbegriffe gibt. Die verschiedenen christlichen Konfessionen täten gut daran, ihre unterschiedlichen Kirchenbegriffe und deren Verwirklichung in der Praxis zu vergleichen, um zu sehen, welche Früchte sie bringen und inwiefern sie wirklich die Ausbreitung des Reiches Gottes fördern. Unter dieser Hinsicht könnten wir wohl alle noch viel voneinander lernen.



Isä Robert und isä Theodor in der ökumenischen Begegnungsstätte von Rekola

### Ökumenische Arbeit

Von 1961 bis 1971 arbeitete ich in Finnland. P. Robert, ein holländischer Priester, der auch im Russikum studiert und Ikonen malen gelernt hatte, war schon während des Krieges dorthin gekommen. In Rekola, 30 km nördlich von Helsinki, hatte er ein Haus der ökumenischen Begegnung errichtet. Die kleine Kapelle hatte er selbst ausgemalt. In dieser Kapelle versammelten sich jeden Sonntag Katholiken, Lutheraner und Orthodoxe zu einer byzantinischen Liturgie. Nachher tauschten sie in der großen Stube des einfachen Holzhauses ihre Gedanken und Erlebnisse bei Kaffee und Brötchen oder Zopfbrot miteinander aus. P. Robert unterrichtete auch an der Englischen Schule in Helsinki. Wer Zeit und Lust hatte, konnte bei ihm das Ikonen-Malen oder auch das Reiten lernen.

Als uns das Haus und die Kapelle in Rekola zu klein wurden, kauften wir in Kunnarla (Gemeinde Espoo) einen Grund und bauten mit Hilfe vieler Freiwilliger das "Ökumenische Zentrum Myllyjärvi" auf. Wir erweiterten und intensivierten unsere Arbeit. Wir reisten im Lande herum, um Kontakte zu knüpfen, Vorträge zu halten und an ökumenischen Gottesdiensten teilzunehmen. Ein besonderes Anliegen war uns die ökumenische Gebetswoche vom 18. bis 25. Jänner. P. Robert gab den Unterricht an der Englischen Schule auf und lehrte im Zentrum viele Jugendliche und Erwachsene aus verschiedenen Kirchen das Ikonen-Malen. Im Laufe der Jahre bekam er mehrere hundert Schülerinnen und Schüler. Er organisierte Ausstellungen, zuerst in Finnland, dann auch im Ausland, anfangs mit eigenen Ikonen, später auch mit Ikonen seiner SchülerInnen. Zusammen organisierten wir ökumenische Gesprächsabende und zwar in finnischer und in deutscher Sprache (in Helsinki gibt es eine deutsch-evangelische Gemeinde). Wir veröffentlichten zuerst eine vielfältige Schriftenfolge, die "Palava pensas" (Brennender Busch) und dann eine gedruckte Zweimonatszeitschrift, die "Kaikki uudeksi" (Alles neu, bzw. alles erneuern) hieß.

Das "Ökumenische Zentrum Myllyjärvi" hatte seinen Platz ein bißchen zwischen allen Stühlen. Es war folglich von allen Seiten einigermaßen geschätzt, aber von keiner Seite, nicht einmal von seiten der eigenen Kirche, uneingeschränkt geliebt.